Liepp

Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

JAHRGANG 1936
MÄRZHEFT
PREIS 20 PFENNIG

Der Inhalt

HAUPTSCHRIFTLEITERIN: HILDE MUNSKE, REICHSJUGENDFÜHRUNG, BERLIN NW 40, KRONPRINZEN-UFER 10
VERLAG, ANZEIGEN- UND VERTRIEBSABTEILUNG: HANNOVER, GEORGSTRASSE 33



Das Deutsche Mädel

Die Zeitschrift des Bundes Deutscher Mädel in der HJ.

Das unbekannte Heer

Wenn sich in Kürze zum erstenmal der Tag jährt, an dem der Führer dem deutschen Volke die Allgemeine Wehrpflicht wiedergab, so werden wir nicht nur an die ungeheure Aufbauarbeit denken, die in den letzten Monaten in Deutschland geleistet wurde, sondern ebenso eindringlich wird vor uns das Geschehen des Großen Krieges stehen. Vier lange Jahre hindurch hat das Feldgraue Heer gegen 26 Nationen gekämpft, vier lange Jahre hat das unbekannte Heer in der Heimat Tag für Tag und Nacht für Nacht erneut geschafft und ausgeharrt, trotz aller Nöte und Sorgen, trotz der ständig neu zermürbenden Anforderungen.

So gilt in diesen Tagen unser Dank nicht nur dem deutschen Soldaten des Großen Krieges, sondern ebenso stark den deutschen Frauen jener Zeit. Ohne Vorbereitung, ohne klare organisatorische Zusammenfassung gingen sie hinein in diese größte seelische und körperliche Belastungsprobe aller Zeit. Von heute auf morgen waren alle gewohnten Ordnungen aufgehoben, mußten alle persönlichen Wünsche und Forderungen ausgeschaltet werden. Nicht mehr das Ich und das Du galt, sondern nur das Wir beherrschte den Tag, die Arbeit und das Leben. So fanden sich fern der Front Millionen zu einem neuen Heer zusammen, das nicht minder gläubig und aufopfernd zu kämpfen und sich einzusetzen hatte.

Ein unbekanntes Heer war es, denn die größten und schwersten Entscheidungen wurden Tag und Nacht in der Stille ausgetragen. In Fabriken und Kontoren, auf Feldern und Aeckern, an allen Arbeitsstätten der Männer standen Millionen unbekannter Frauen und taten ihre Pflicht, setzten Gesundheit, Familie und alles ein. Es war ein starkes, zermürbendes, unendlich schweres Werk, das dennoch mit Einsatz aller Kraft gemeistert wurde. —

So stehen wir Mädel heute voller Ehrfurcht vor den Taten deutscher Frauen im Kriege. So begrüßen wir, daß vor kurzem über das unbekannte Heer der Heimat ein zusammenfassendes Buch erschien, ein Tatsachenbericht, der sich auf eigenes Erleben gründet und deshalb von solcher Eindringlichkeit ist. So begrüßen wir die Würdigung dieses unbekannten deutschen Heeres, wie sie vor kurzem Generalleutnant von Metzsch in rückhaltloser Offenheit aussprach:

— „Um so lauter muß gesagt werden, daß das Heldenlied der deutschen unbekannten Soldatenfrau des Weltkrieges noch nicht gedichtet und gesungen worden ist. Sie war, gleichviel, ob selbstlos handelnd oder wortlos duldend, für die Fronten eine Quelle von ungeheurer Kraft. Auch sie, die deutsche Frau, hat als Gesamtheit ein riesiges Opfer an Leben, Gesundheit, fraulichem Glück und aufreibenden Sorgen gebracht. Niemand darf mit Recht sagen — wie es oft geschieht — daß die „deutsche Frau" nicht unwesentlich zur Zermürbung der Fronten beigetragen habe. Man prüfe lieber nach, ob es nicht weibische Männer waren, die den an sich nur allzu begreiflichen weiblichen Klagen erlagen! Und man vergesse nicht, wieviel beschwiegene mütterliche Seelenstärke und nie besungene frauliche Lebenskraft dem lärmend breitgetretenen Uebel weichlicher Briefschreiberei gegenübergestanden hat!

Das zerknitterte Hausmütterchen, die um kranke Kinder daheim geängstigte „Schlange-Steherin", die Nachrichtenlosigkeit durch Monate hindurch, mühsamst gesammelte, oft kaum beantwortete Liebesgaben, durchwachte Nächte, durchquälte Tage, durchhungerte Jahre, durchbrochene Hoffnungen, und vielleicht alle Arten von Herzensqualen und Seelenzweifel, die in einem gepeinigten Innern aufkommen können — dies alles hat mehr eiskalte Betrachter als dankende Sänger gefunden, und das ist eigentlich eine deutsche Schwäche, die wir noch gutzumachen haben.

Es gibt auch eine „endlose Straße" der deutschen Frau! Aber über die Bühne gespannt worden ist sie nicht. Es gibt „Briefe gefallener Studenten". Aber von den Briefen aufrecht gebliebener Mütter berichtet kein Buch. Die Welt erstarrt ehrfürchtig einmal im Jahre vor dem „Unbekannten Soldaten". Muß dieses dankbar bewundernde Schweigen nicht auch der unbekannten Soldatenfrau gelten? Schon vor acht Jahren habe ich geschrieben, daß ein deutsches Weltkriegsdenkmal, das nicht auch von der deutschen Frau redet, eine Halbheit sei. Da bisher auch die Sprüche ohne Stein und Bronze fehlen, ist eine Schlechtigkeit daraus geworden. Sie ist weit ernster einzuschätzen, als man im allgemeinen glaubt, weil uns eine unzulängliche Ehrung der im Kriege bewährten Frau unwägbarer kultureller Friedenswerte beraubt."

Als die Männer im Graben lagen

Am Tage vor seinem Urlaubsende fragte mich Franz nach der Kiste mit seinen alten Spielsachen. Sie stand auf dem Boden, und Peter ging mit, sie ihm zu zeigen. Sie blieben eine ganze Weile oben und hatten, als sie zurückkamen, die Arme voll. Es war für Claus und für Peter was dabei, und dann noch ein kleines Bauerngehöft: Wohnhaus und Stallungen und dazu angrenzendes Weideland mit allerlei Getier.

Dieser Bauernhof fand Raum in einer kleinen Pappschachtel, die Franz sich mit in den Tornister packte. Und dann sagte er: „Ich weiß ja nicht, ob ich noch wieder in mein altes Quartier zurückkomme. Aber vielleicht doch. Da ist nämlich ein Junge von acht Jahren. Und es geht doch auf Weihnachten."

Ich dachte: Das erzählt er nun so nebenbei! und meine Mutter fragte: „Wie leben denn die Leute da in Frankreich?" — „Na, die wissen, was Krieg ist", sagte Franz. — „Was Krieg ist!" antwortete ihm meine Mutter, „das wissen wir auch."

„Sicher, das wißt ihr auch. Aber der Krieg im Land, das ist doch wohl noch was anderes." Und nach einem Augenblick fügte Franz hinzu: „Wenn wir das ganze Elend der Menschen dort so sehen, denken wir immer mit einem sehr glücklichen Gefühl an unsere heil gebliebene Heimat!"

Am andern Tag mußte er weg. Es kamen für uns die letzten Minuten allein in der Wohnung. Franz sagte mit einem vollen Blick auf unser schlafendes Kind: „Daß ihm bloß nichts passiert!" Und ich wußte, was er meinte. Ich sagte: „Ihm passiert schon nichts, Franz. Ich geh' dem Arzt nicht von der Pelle. Er wird immer wieder was verschreiben müssen! Unser Kind — das will ich schon durchkriegen!" Franz nickte und sah sich gedankenverloren in der Aermlichkeit des Zimmers um, ehe er dann sagte: „Na, nun wird's auch Zeit für mich!" Und darin lag: „Es ist zum Verrücktwerden! Aber laß uns vernünftig sein! Laß uns hier noch eine Umarmung schmecken und einen Kuß, denn auf dem Bahnhof nachher — — —"

Auf dem Bahnhof war ein großes Gedränge. Den ganzen Urlauberzug entlang standen die Frauen mit ihren Kindern dicht bei dicht. Auch Frauen allein wie ich. Die größeren Kinder hatten bedrückte Gesichter, während die kleineren neugierig um sich sahen. Wir Frauen aber versuchten, unsere Gedanken hinter ruhigen Gesichtern zu verbergen. Einige auch weinten. An den Zugfenstern waren die Gesichter unserer Männer. Franz antwortete lachend auf den Witz eines Kameraden, und wir lachten mit.

Dieses Lachen: es flackerte auf wie ein schon verlöschendes Feuer, in das zufällig ein kurzer Windstoß trifft und das dann doch gleich wieder stirbt, weil es keine Nahrung mehr hat. Wir alle waren sofort wieder ernst. Ich brachte es fertig, die aufsteigenden Tränen aus den Augen wegzuhalten; und ich war sehr froh, daß es mir glückte. Nur als die Wagen dann langsam anruckten und sich in Bewegung setzten, fühlte ich deutlich, wie mir das Blut ein wenig aus dem Gesicht wegging, doch fand Franz trotzdem alles darin, was gut für ihn war, wenn es auch sicher alt und grau wurde, als er mich nicht mehr sehen konnte. Jetzt auch fielen mir die Tränen wie gestautes Wasser über das Gesicht.

Und nicht mir allein. Wie eine große Trauergemeinde standen wir da und winkten und winkten und verließen dann langsam die Bahnhofshalle. Wir waren wie eine große Familie, die den gleichen Schmerz zu tragen hat. Jede von uns konnte mit jeder ohne das geringste Fremdgefühl sprechen.

Neben mir ging eine nicht mehr junge Frau. Sie hielt ein Kind auf dem Arm und wischte sich mit ein paar derben Bewegungen die Augen wieder frei. Dann hatte sie genug zu tun, um ihre drei größeren Kinder zu trösten. „Er wollt' sie ja alle mit hierher haben", sagte sie wie entschuldigend zu mir. „Wozu bloß?" und sie war ein bißchen unwillig, weil die

Frauenarbeit im Weltkrieg — Eine Liebesgabenverteilung durch das Rote Kreuz



Aufnahme: Historischer Bilderdienst

Kinder immer noch weinten. Ich vergaß, ihr Antwort zu geben, weil ich an Franz dachte und an den anderen Abschied. Den vor einem Jahre.

Als ich damals, in der Dunkelheit des Hotelzimmers zurückbleibend, seine schweren Schritte über die Treppe abwärts polternd hörte, war es mir gewesen, als läge mein Herz unter diesen schweren Stiefelsohlen und würde getreten, getreten! So hatte ich den Schmerz gespürt. Und ich dachte jetzt, wo es ruhiger in mir war als damals: Haben die Leidströme, die in diesen vielen Monaten mein Herz unaufhörlich durchfluteten, es widerstandsfähiger gemacht? Oder gar unempfindlicher? Kann das Leben jetzt gefahrloser für mich jeden Kummer durch seine Bahnen leiten?

O nein! Wohl war die Kraft meines Herzens gewachsen, aber in dem gleichen Maße auch hatte sich mein Gefühl für Franz verstärkt. Und wenn der Schmerz jetzt nicht tobte wie damals, wenn er verhaltener war und beharrlich nagend an einer Stelle saß, so lag der ganze Unterschied wohl nur darin, daß ich bei unserm ersten Abschied erst neunzehn Jahre alt und fast noch ein Kind gewesen war, inzwischen aber jenes Alter erreicht hatte . . .

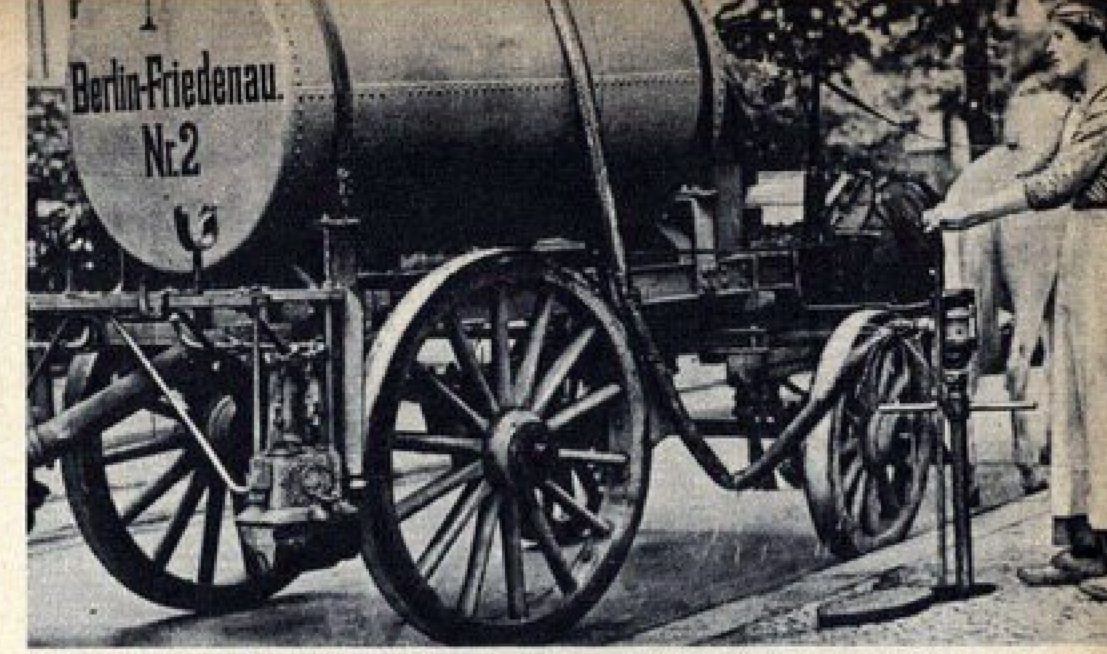
Ich sah wieder, wie die Frau mit den vier Kindern immer noch neben mir ging und sich immer noch plagen mußte, sie zu beruhigen. „Dat schull Vadder man weet'n!" sagte sie ihnen in leisem Vorwurf. Sie trug, wie ich schon sagte, ein Kind auf dem Arm und hatte nur eine Hand frei für das Nächstkleinste. So nahm ich ihr die anderen beiden ab, und sie überließen mir auch willig ihre Hand. Trotzdem beruhigten sie sich nur langsam, hatten dann aber Ablenkung dadurch, daß eine Abteilung Soldaten, wohl der älteste Jahrgang, mit schmetternder Musik an uns vorüberzog. Auch zum Bahnhof hin. Auch für die Front.

Und während die Kinder nun vergnügt die Beinchen warfen im Marschtakt der Musik, so gab es uns nur einen neuen Stoß, gegen den wir uns wehrten mit Gesprächen von der Zubereitung verschiedener Speisen. Ich erfuhr ein ganz neues Kochrezept. Die Frau gab mir den Rat: „Wenn Sie mal Gerstenkaffee kochen, dann ist er durch das Ueberbrühen mit kochendem Wasser noch lange nicht ausgenutzt. Man muß den Kaffeesatz trocknen und läßt ihn dann am besten einige Zeit an der Luft stehen, weil er dadurch den Geschmack vom Brennen etwas verliert. Bei einer genügenden Menge kocht man dann den Satz mit Zwiebeln gut durch und rührt die Suppe etwas an."

„Das ist ein ganz nahrhaftes Essen", sagte sie sehr lebhaft. „Und was ich Ihnen noch raten kann — ich muß nämlich gleich abbiegen —, schälen Sie die Kartoffeln immer einen Tag vorher. Dann nehmen Sie sie vor dem Ansetzen einzeln leise aus dem Wasser und lassen das Wasser noch wieder stehen, gießen es nach einiger Zeit, vielleicht nach zwei Stunden, ganz vorsichtig ab. Dann haben Sie einen Bodensatz, den Sie gut trocknen lassen müssen. Wenn Sie das jeden Tag so machen, haben Sie in einer Woche ungefähr eine halbe Tasse Kartoffelmehl auf diese Weise gewonnen."

Die Kinder trabten neben uns her. Der Zug mit unseren Männern mochte eben hinter Harburg sein und rollte also schon durch hannoversches Land. Fern von uns. Wenn ich daran dachte, während wir sprachen, durchschauerte es mich, aber ich hörte gut auf die neuen Ratschläge für die Küche hin, die so wichtig für uns waren wie nichts anderes. —

Franz war weg, und Frau Sorgenfrei kam mit den Kindern zurück. Wie aus einem fremden Land kamen sie. So braungebrannt und so gesund. Sie schüttelte bekümmert den Kopf, als sie mich sah und sagte: „Nächsten Sommer kommen Sie aber mit aufs Land!" Nächsten Sommer! Jetzt hatten wir Herbst, und nicht ohne Furcht dachten wir an den Winter, denn vom Frieden wurde nicht mehr gesprochen. Es war uns ganz so zumute, als würde der Krieg niemals ein Ende nehmen. „Nächsten Sommer", sagte ich, „wer weiß, was dann ist! So weit wollen wir noch nicht vorausrechnen!"



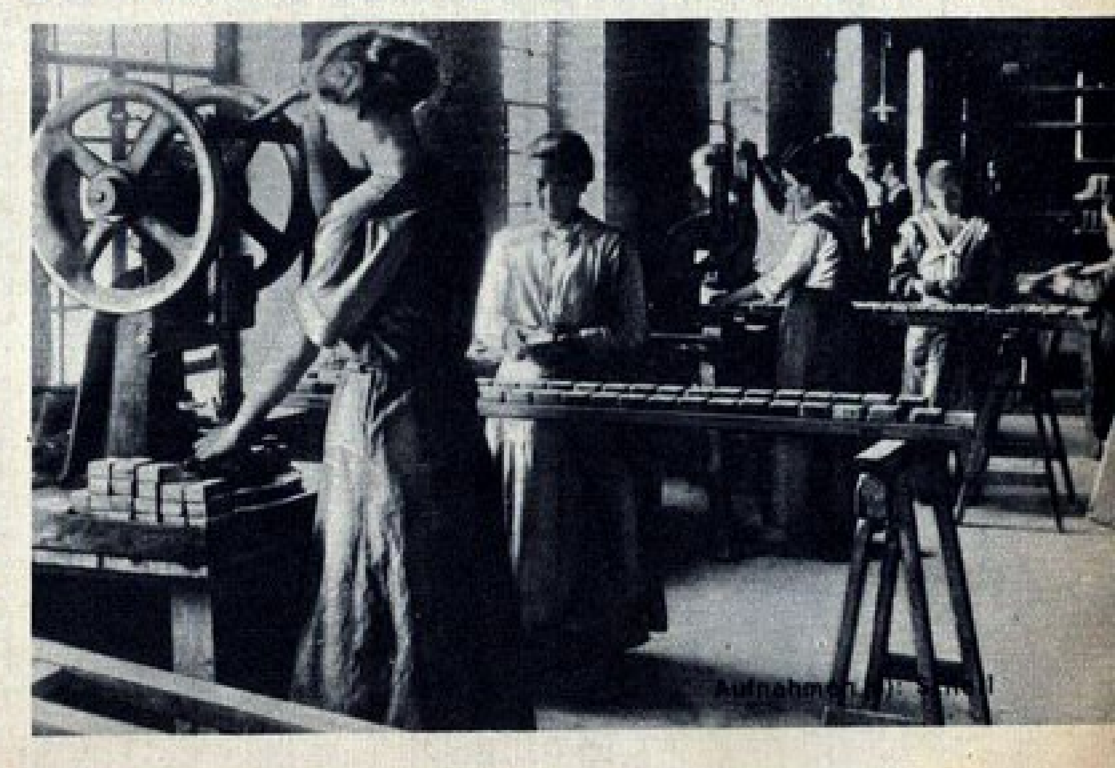
In harter Pflichterfüllung und stillschweigend leisteten die Frauen in der Heimat Männerarbeit



Trotz Hunger und Sorgen forderte man in der Heimat von den Frauen äußersten Kräfteaufwand



Ungeachtet der häuslichen Pflichten leisteten die Frauen in den Fabriken notwendige Arbeit



Aufnahmen: [illegible] Scherl

Aber ich mußte mich auslachen lassen, und sie sagte: „Eben noch haben Sie mir ganz stolz die kleine weiße Bettstelle gezeigt, die Ihr Mann aus Kistenholz gemacht hat! Sie sagen, bis zu seinem dritten Jahr wird der Kleine darin liegen können! Mir scheint, das ist weiter noch vorausgerechnet!" Und dann sagte sie: „Gut sieht Ihr Kind aus!" — „Von der Butter aus Dithmarschen!" sagte ich dankbar. Aber sie wehrte ab: „Dor is nu noog vun snackt word'n!"

Das gute Aussehen meines Kindes hatte ich außerdem dem Arzt zu danken. Immer wieder gab er mir Grieß und Milch extra für mein Kind. Die Wartezimmer der Aerzte waren in diese Zeit wie gepackt voll. Da fanden sich alle ein mit ihren Neugeborenen und mit den unterernährten Großen. Und keine von ihnen saß stumm. Alle suchten sie Trost und Halt aneinander.

Sie kannten sich nicht, aber sie alle litten unter dem gleichen Alleinsein, unter der gleichen Ratlosigkeit, und sie trugen daran oft schwerer als an den anderen und größeren Nöten des Krieges. Aber wenn man sie miteinander sprechen hörte, dann war im Wartezimmer ein Klang von so viel Kraft und Geduld, Zuversicht und reiner Gesinnung, daß die Menschen sich sehr wohl in dieser Luft zu stärken vermochten, wenn sie darum nachher auch nicht weniger im Elend saßen.

Sie und ihre Kinder. Sie alle: die Kleinen und die Treuen und die Kinderreichen, die ihr ganzes Leben hindurch nicht auf den ersehnten grünen Zweig zu kommen wissen oder, eben darauf sitzend, schon wieder heruntergeholt werden. Sie alle waren bettelarm und doch zugleich so hilfsbereit untereinander, wie es in dem Maße nur arme Leute sind. Sie gehörten alle zu den verlästerten Einfältigen, die sich treten lassen, ohne je wieder zu treten, und die niemals den Ehrgeiz haben, in dem glanzvollen Bau einer Nation die blanken Steine und die geschliffenen Pfeiler abzugeben, sondern die sich damit begnügen, der simple Mörtel zu sein, den man kaum sieht, und ohne den der ganze Bau doch zusammenfallen müßte wie ein Kartenhaus im leisesten Wind.

Aber wer nicht mit diesen Menschen gelebt, mit ihnen auch gelitten hat, der weiß nichts von ihnen. Unter dem Hunger sind sie damals zu Hunderttausenden umgefallen wie Fliegen in den ersten kalten Tagen des Septembers. Mit knurrendem Magen haben sich die Mütter schlafen gelegt, um ihren Kindern nur mehr geben zu können, und doch bekamen sie nicht satt. Dann tauchten sie in den Wartezimmern der Aerzte auf und hielten ihnen ihre abgemagerten Kleinen hin oder die Neugeborenen, die schon unterernährt zur Welt kamen.

Als ich auch wieder einmal in den frühen Morgenstunden dem Arzt mein Kind brachte, sah er zuerst mehr mich an als das Kind und sagte: „Ich könnte auch Ihnen was verschreiben, liebe Frau!" — „Mir, Herr Doktor?" Und der Klang meiner Stimme mußte ihm meine ganze Freude verraten.

„Ja, so, wie Sie aussehen!" — „Etwas extra! Das wird mir dann schon gut tun, Herr Doktor!" — „Ja aber — — Sie müssen zu Hause bleiben! — — Sie müssen ins Bett!"

„Krank schreiben lassen?" — Der Arzt nickte sehr ernst, und all meine Freude war sofort wieder erloschen: „Das kann ich nicht!" — „Das sagen alle! Bis Sie wirklich liegen! Bis Sie gar nichts mehr können!"

„Ich bin gesund, Herr Doktor! Ich brauche nur besseres Essen. Sonst bin ich gesund!" — „Und weil Sie gesund bleiben sollen, deshalb will ich, daß Sie sich hinlegen!" sagte der Arzt mit vor Aerger gerötetem Gesicht. Doch seine Stimme blieb gut und leise, als er weiter sprach: „Immerzu gebe ich den jungen Frauen den Rat, sich mal hinzulegen! Draußen gehen die Männer kaputt und hier die Frauen, wenn wir nicht auf sie aufpassen! Die Männer, die mal heil wieder zurückkommen, was finden die noch vor von ihren Frauen?"

„Vogelscheuchen, Herr Doktor", sagte ich und mußte lachen. „Das hat mir mein Mann schon gesagt. Aber ich muß trotzdem arbeiten." — Durch ein Achselzucken bekundete der Arzt seine Machtlosigkeit und setzte stillschweigend einen Stempel auf den Zusatz-Lebensmittelschein für mein Kind.

Aus dem gleichnamigen Buch von Käte Kestien.

Der Zug ist lang

Der Zug ist lang. Und endlos unser Wandern.
Da bleibt wohl mancher schließlich taumelnd steh'n.
Mag er es tun. Und mag er mit den andern
Sein Leben kosten. Wir, wir müssen geh'n.

Es ist das Schicksal, das uns vorwärts treibt,
Des Volkes Blut, das eherne Gewissen,
Das mit dem Schwerte seinen Namen schreibt
Und eins nur kennt: Das harte Dienenmüssen.

So dienen wir und fühlen, unser Hoffen
Wird einst zur stolzen Wirklichkeit.
Denn unser Wille reißt die Himmel offen,
Und Deutschland glüht in Licht und Ewigkeit.

Da mag der Erdkreis rings im Donner zittern,
Wir schreiten aus, berufen und bestimmt.
Bis uns das Werk in klärenden Gewittern
Ein Gott dann segnend aus den Händen nimmt.

Aus: Vom Glauben der Gemeinschaft.

Auf der Strecke Köln—Gladbach

Ich hatte mich zum Bahndienst gemeldet, wurde zuerst zwei Jahre als Straßenbahnfahrerin beschäftigt und dann — nach abgelegter Prüfung — dem Dienst auf der Vorortbahn zugeteilt. Als ich zum erstenmal auf der Lokomotive eines schweren, aus vier Vierachsenwagen bestehenden Zuges neben dem Lokomotivführer stand, um die Hantierung der Fahrschalter zu lernen, da schien es mir fast unmöglich, daß Frauenhände solch ein Ungetüm aus Stahl und Eisen bändigen könnten, und die Vorstellung, daß man nun verantwortlich sein würde für einen solchen vollbesetzten Zug, bei dem jeder Wagen 80 bis 100 Fahrgäste faßte, war atembeklemmend. Aber wir hatten Mut und sehr viel guten Willen, und mit einer sorgfältigen Ausbildung wurde es geschafft!

Der Dienst war sehr abwechslungsreich, aber auch sehr verantwortungsvoll, besonders auf meiner Strecke Köln—B.-Gladbach, die damals zum größten Teil eingleisig befahren wurde. Als Zugführerin hatte man die Verantwortung für den ganzen Zug, insbesondere für die Blockade, für pünktliches Einhalten der Kreuzungen und für die Verspätungen, die nur auf Kosten der Betriebssicherheit aufzuholen waren. Ein einziges Vergessen oder Außerachtlassen noch so geringfügig scheinender Umstände konnte Verderben und Tod nicht nur für uns, sondern auch für die uns anvertrauten Fahrgäste bedeuten.

Besonders schwierig wurde der Dienst, wenn man eine eben erst ausgebildete, noch unsichere Fahrerin auf die Lokomotive bekam, die man bei den ersten Fahrten jeden Augenblick überwachen mußte. Ein besonderes Kapitel war auch das Wetter. Bei Nebel oder Regen wurden die Schienen glitschig, und es war dann nicht einfach, einen vollbesetzten Zug, der durch sein Eigengewicht einen starken Gegendruck auf die Bremsen ausübte, notfalls sofort anzuhalten.

Die meisten von uns Eisenbahnerinnen hatten mehrere Kinder, die sie — ohne Hilfe im Haushalt — neben ihrem täglichen Dienst auch noch versorgen mußten. Da ging es denn, wenn sie müde nach Hause kamen, dort wieder an die Arbeit bis tief in die Nacht hinein, und der Mann im Felde mußte doch auch seine Briefe und Päckchen bekommen. Unser Tagwerk dauerte oft sechzehn und mehr Stunden; aber nie habe ich eine der Frauen klagen hören. Und

mußte man in einer Nacht ein- oder auch zweimal in den Keller wegen Fliegergefahr, so ging es doch am anderen Morgen pünktlich um 4 Uhr 25 wieder mit dem Dienstwagen zum Bahnhof.

Die schlimmste Zeit brachte auch für uns Eisenbahnerinnen der deutsche Zusammenbruch, als die revolutionären Elemente zu uns auf die Lokomotive stiegen und uns vorhielten: „Wenn Ihr hier alles hinwerft, ist der Krieg zu Ende", und uns mit allen möglichen Drohungen gefügig machen wollten, oder als wir nach dem Revolutionstag statt unserer Truppen die Feindsoldaten fahren mußten, die sich oft genug übel benahmen.

Viele Frauen haben sich — wie auch ich selbst — in dem schweren Bahndienst ein ernstes körperliches Leiden zugezogen. Aber wenn uns das Vaterland noch einmal rufen sollte, so werden wir Frauen wieder ebenso freudig bereit sein, unsere Pflicht zu tun! Frau Jakob Schmitz.

Als Landärztin Tag und Nacht unterwegs

Als ich am zweiten Mobilmachungstag im August 1914 aus der Stadt heimkehrte, von der aus mein Mann die Reise in seine bayrische Garnison angetreten hatte, begrüßte mich auf dem Bahnhof ein alter Bauer mit den Worten: „Morgen komm ick in Spreekstund!" Da wurde mir auf einmal die ungeheure Verantwortung klar, die nun zu all dem Abschieds- und Trennungsschmerz auf mir lag. Die Sorge für Gesundheit und Leben so vieler Menschen war jetzt allein in meine Hand gelegt, ich mußte Tag und Nacht bereit sein, nur für andere zu sorgen und zu denken. Würde ich die Kraft und Fähigkeit haben, diese Aufgabe zu bewältigen?

Die deutsche Bauersfrau war es, die mir beibrachte, daß unendlich viele deutsche Frauen in den Kriegszeiten ebensoviel und noch mehr Arbeit und Verantwortung auf sich nehmen mußten als ich.

Ich war noch nicht lange auf dem Land und hatte als Großstadtkind wenig Ahnung davon gehabt, wie es dort zugeht. Alles wurde ruhig und ohne Klage getragen, solange alle gesund waren. Schlimm wurde es aber, wenn die Kinder erkrankten oder gar die Frau selber, die doch den Mann ersetzen mußte. Wie oft fand ich die erkrankten Kinder ganz allein zu Haus, im Bettchen oder auf einem Sofa am Fenster liegend! Mutter, Großeltern und Geschwister waren auf dem Feld zur Arbeit. Wie manche Serumspritze habe ich solch einem diphtheriekranken Kind gegeben, das halbe Tage lang ohne Pflege allein zu Hause bleiben mußte!

Wenn ich dann in meinem offenen Auto Tag und Nacht ohne Schutz gegen Sturm und Regen durch das Land fuhr — das Verdeck mußte ich zur Gewichtsverringerung zwecks Brennstoffersparnis abschrauben —, dann kam ich mir manchmal doch heldenhaft und opferwillig vor. Aber all mein Stolz schwand, wenn ich auf den Aeckern überall die alten und die jungen Frauen auf dem vom frühen Frost durchkälteten oder vom Herbstregen durchweichten Boden knien und von Furche zu Furche rutschen sah, um sorgfältig auch die letzte und kleinste Kartoffel zusammenzusuchen. Wie leicht und bequem kam mir bei solchem Anblick meine eigene Arbeit vor!

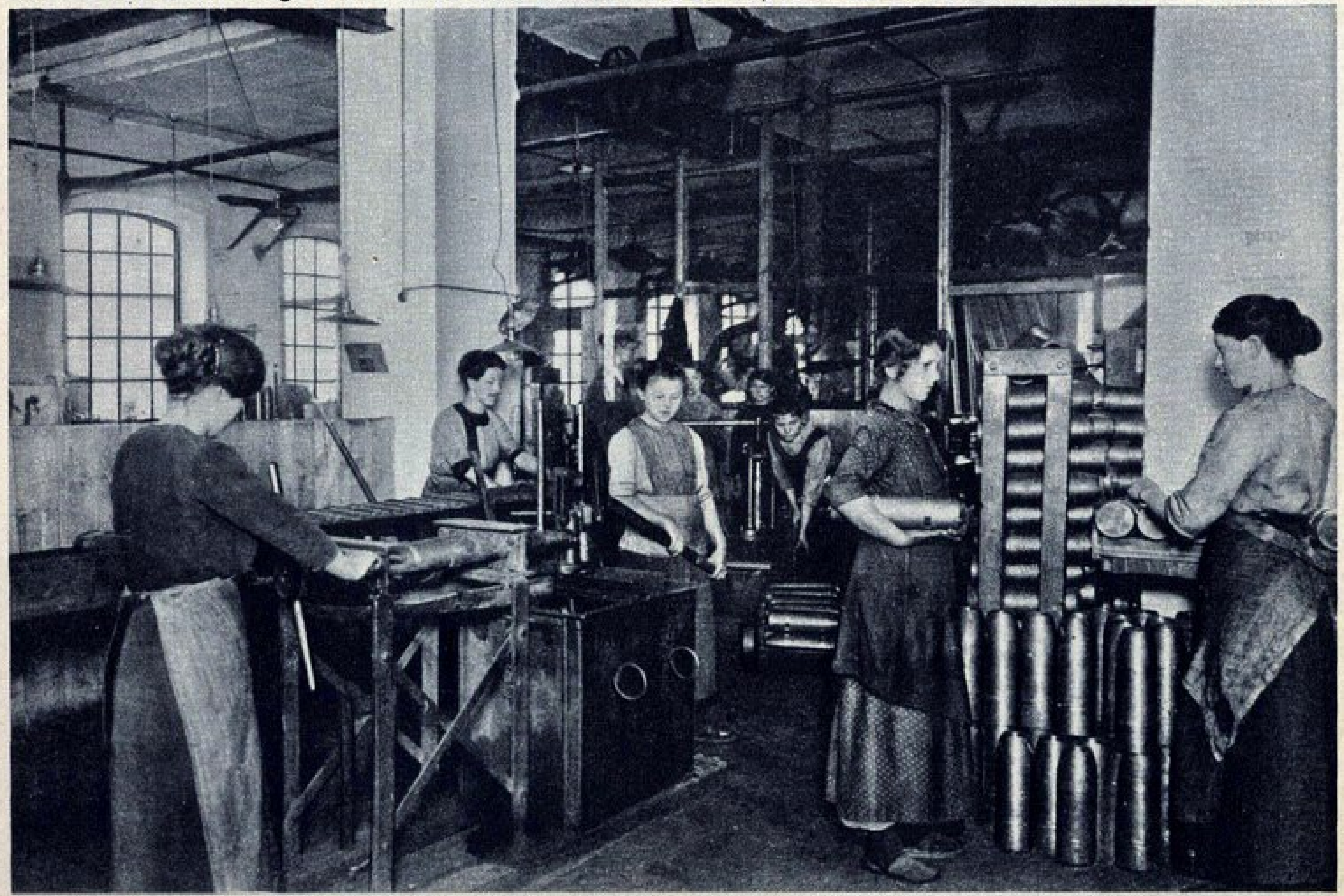
Natürlich konnte dieses ständige Ueber-die-Kraft-arbeiten nicht ohne Gesundheitsschädigung ablaufen. Manche tödliche Lungenentzündung, manch schweren Gelenkrheumatismus, dessen Folgen fürs ganze Leben blieben, holten sich die Frauen, die wegen einer leichten Erkrankung nicht die Arbeit versäumen konnten, auf den kalten, nassen Feldern . . . Und die furchtbare Grippe-Epidemie im Herbst 1918 forderte hauptsächlich das Leben solcher jungen Mädchen, deren Entwicklungsjahre in die Kriegszeit gefallen waren.

Unter den Opfern des Krieges sollte man auch die Frauen nicht vergessen, die die Arbeit der Männer auf sich nehmen mußten und Gesundheit und Leben dabei verloren.

Sie alle und unzählige andere sind Opfer des Krieges! Sie arbeiteten, litten und starben fürs Vaterland!

Frau Dr. Bartsch.

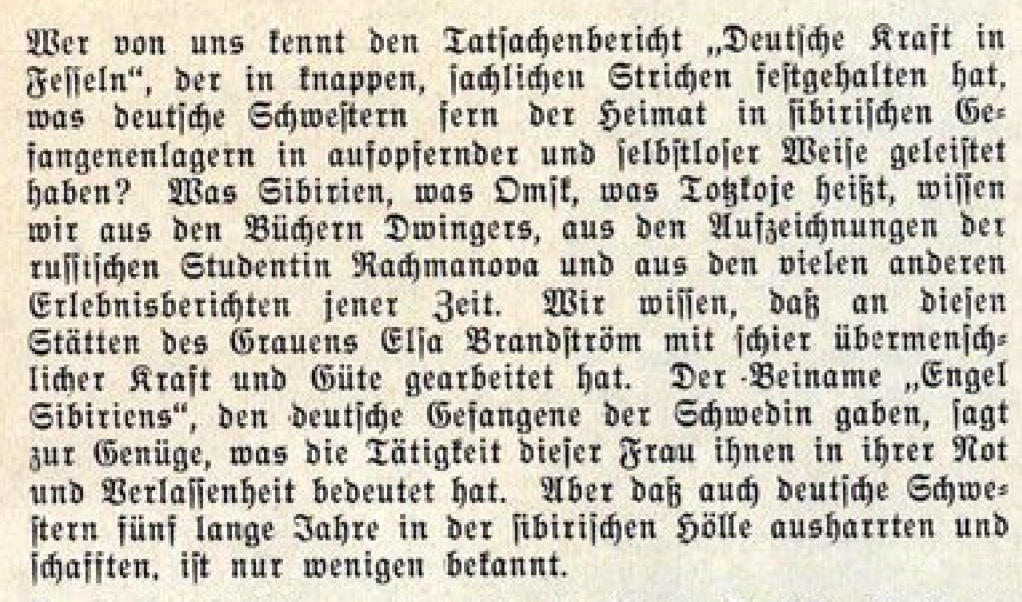
Abdrücken der fertigen Granaten und Abnahme der Kupferbänder durch weibliche Arbeitskräfte



Anne-Marie Wenzel



Als deutsche Schwester in Sibirien



Wer von uns kennt den Tatsachenbericht „Deutsche Kraft in Fesseln“, der in knappen, sachlichen Strichen festgehalten hat, was deutsche Schwestern fern der Heimat in sibirischen Gefangenenlagern in aufopfernder und selbstloser Weise geleistet haben? Was Sibirien, was Omsk, was Totzkoje heißt, wissen wir aus den Büchern Dwingers, aus den Aufzeichnungen der russischen Studentin Rachmanova und aus den vielen anderen Erlebnisberichten jener Zeit. Wir wissen, daß an diesen Stätten des Grauens Elsa Brandström mit schier übermenschlicher Kraft und Güte gearbeitet hat. Der Beiname „Engel Sibiriens“, den deutsche Gefangene der Schwedin gaben, sagt zur Genüge, was die Tätigkeit dieser Frau ihnen in ihrer Not und Verlassenheit bedeutet hat. Aber daß auch deutsche Schwestern fünf lange Jahre in der sibirischen Hölle ausharrten und schafften, ist nur wenigen bekannt.

Durch Zufall fiel uns der schmale Band „Deutsche Kraft in Fesseln“ in die Hand. Eine Anfrage beim Verlag, und einige Tage später saßen wir in Kassel der jetzigen Oberin, der deutschen Schwester Anne-Marie Wenzel, gegenüber. Mit großer Anteilnahme steht und lebt die heute Fünfundsechzigjährige im Geschehen der Gegenwart. Sie ist nicht hart, nicht verschlossen und einseitig, wie so manche von denen, die das Grauen des großen Krieges durchlebten, sondern Wärme und Güte steht in ihren Augen, und echte Fraulichkeit spricht aus ihren Worten, selbst wenn sie von den Schrecken, Nöten und Gefahren jener sibirischen Jahre berichtet. Sie hat sich nicht unterkriegen lassen von dem Niederdrückenden, dem Zersetzenden jener Zeit, sondern hat auch damals aufzubauen, zu helfen und zu schaffen gewußt und ist so ihrer schweren Aufgabe gerecht geworden. —

Nicht abseits vom politischen Geschehen ist Anne-Marie Wenzel aufgewachsen. Kaum zwanzigjährig, ging sie als Schwester ins Ausland, lernte in England, Frankreich und Amerika früh jene Arbeit und Hetze gegen Deutschland kennen, die dann später trotz aller Opfer und trotz allen Kampfes zur Novemberrevolte führten.

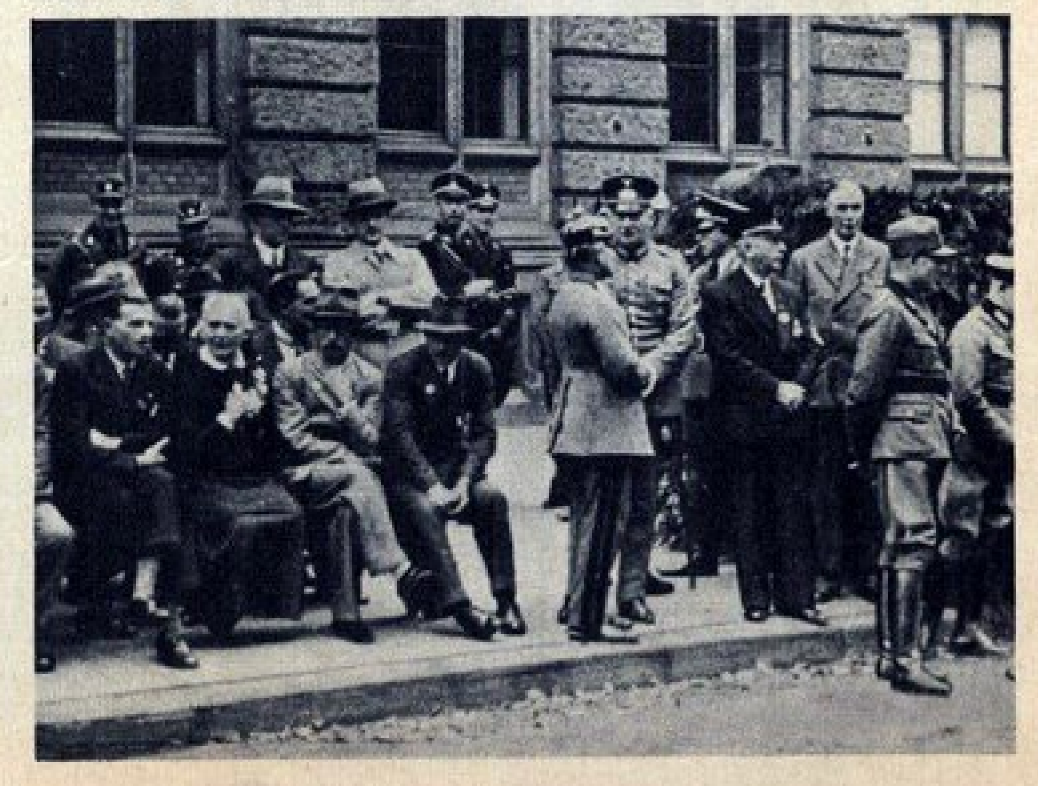
Als der Krieg ausbrach, ging, gleich so unendlich vielen, auch Anne-Marie Wenzel mit hinaus. Sie war in einem Kriegslazarett in Flandern tätig. Dort erreichte sie die Aufforderung, als Delegierte des deutschen Kriegsministeriums unter dänischem Schutz nach Rußland zu gehen. Anfang Juni 1916 erhielt sie mit sechs deutschen und fünf österreichisch-ungarischen Schwestern die Einreiseerlaubnis über Schweden; und gemäß Vereinbarung der beteiligten Kriegsministerien suchten nun Russinnen die Gefangenenlager in Deutschland auf. Sie beklagten sich später lediglich, daß die Bettwäsche der russischen gefangenen Mannschaften nicht sauber genug wäre.

Wie ganz anders hingegen in Rußland! Erdbaracken mit Holzpritschen ohne Strohsack, ohne Stuhl, ohne Tisch, ohne Waschgelegenheit, — angefüllt mit unausrottbarem Ungeziefer: Ratten, Wanzen, Flöhen und Läusen. Stätten von Seuchen, Krankheiten, Not und Elend waren hier die Lager. So wurden allein in Totzkoje in vier Monaten von 25 000 Gefangenen 17 000 dahingerafft.

Unsere Austausch-Kommission von 1918/19 und Elsa Brandström vor den Tipluschken, in denen sie wochenlang reisten und wohnten



An den Veranstaltungen anläßlich des Besuches englischer Kriegsteilnehmer in Berlin nahm auch Schwester Anne-Marie teil



Davon berichtete uns Schwester Anne-Marie, als wir sie jetzt in Kassel aufsuchten, und von all den Fahrten durch Sibirien und Turkestan, auf denen Tausende von Gefangenen aufgesucht und ihnen Geld und Lebensmittel und vor allem neuer Mut und neuer Glaube an die Heimat gegeben wurden.

Nach zwei Monaten kehrte die deutsche Kommission nach Deutschland zurück. Schwedische Delegierte nahmen in allen Bezirken, die die reichsdeutschen Schwestern verlassen mußten, ihr Werk auf. Ihre Namen sind unvergessen in der Geschichte der Kriegsgefangenen in Rußland. Das ganze schwedische Volk nahm teil an dem Schicksal unserer Gefangenen und brachte große materielle Opfer für sie.

Nachdem Schwester Anne-Marie ein Jahr lang im Feldlazarett der IV. Armee an der Ypern-Front gearbeitet hatte, wurde sie erneut nach Rußland gerufen. Das Weltgeschehen des großen Krieges hatte in Rußland alle Traditionen zerschlagen. Im März 1917 war die Revolution ausgebrochen. Zar Nikolaus II. hatte am 15. März 1917 abgedankt. Menschewikenpartei unter Kerenski und Bolschewikenpartei unter Trotzki kämpften um die Vorherrschaft in der Regierung. Am 7. November 1917 wurde die Kerenski-Regierung gestürzt, die bolschewistische Sowjetregierung unter Trotzki und Lenin erhielt die Staatsgewalt. Nun wurde die Aufgabe des Heimtransportes brennend. Vom deutschen Kriegsministerium wurden achtzehn Kommissionen ausgerüstet, die diesen Heimtransport leiten sollten.

Ging die erste Reise der deutschen Kommission im Zarenreich fast durchweg reibungslos vonstatten, so wurde sie nun unmittelbar hineingeführt in die Kämpfe zwischen Weiß und Rot, wurde verfolgt und terrorisiert vom Argwohn der Bolschewiken. Ungeheures hatten die Gefangenen in dieser Zeit zu erdulden. 200 Gramm Haferbrot mit eingebackenen Spelzen und einmal dünne, mit Oel gefettete Kohl- oder Fischsuppe war in den meisten Lagern die Tagesration. Unermüdlich waren die deutschen Kommissionen tätig, um den Gefangenen einen Weg in die Heimat zu schaffen.

Von Arbeitsstelle zu Arbeitsstelle fuhr Schwester Anne-Marie, um die Gefangenen mit Geld zu versehen und zur schnellen Abreise zu veranlassen. „Tagelang", so erzählte sie, „fuhr ich in der Troika auf unbeschreiblichen Wegen zu den Holzhauern und Kohlenbrennern im Urwald. Auf Lokomotiven und den Trittbrettern der Postwagen durfte ich sitzen, um weiterzukommen. Regelrechte Züge verkehrten nicht. An zerstörten Brücken, besetzten Ortschaften vorbei ging einige Zeit später die Fahrt. Am Wege lagen unbeerdigte Soldaten. Eines Morgens befanden wir uns in der Weißen Armee Koltschaks."

Sie waren damit auf der anderen Frontseite und wurden der Spionage verdächtigt. In einem vergitterten Arrestantenwagen wurden sie in tagelanger Fahrt nach Omsk, der Gouvernementsstadt Westsibiriens, gebracht. In kleinen, schmutzigen Güterwagen, von Doppelposten bewacht, befanden sich bereits hier mehrere deutsche Kommissionen. Wochenlang lebten sie nun in der Gefangenschaft. Ein hoher tschechischer Offizier teilte ihnen in höhnenden Worten den Ausbruch der Revolution in Deutschland mit. Durch den unermüdlichen Einsatz von Elsa Brandström wurden sie im April 1919 endlich freigelassen und unter Bewachung auf einem Truppentransportschiff nach Chigaco gebracht, von wo sie im August 1919 in die Heimat, in den „Staat von Versailles" zurückkehren konnten.

Der Juni 1920 sah Schwester Anne-Marie erneut auf der Fahrt nach Wladiwostok; denn immer noch waren Tausende von deutschen Kriegsgefangenen in Sibirien. Erneut wurde nun unter ungeheuren Schwierigkeiten der Rücktransport durchgeführt. Schlecht und unterernährt sahen die Gefangenen aus; denn die Bolschewiken hatten sie als freie Ausländer erklärt, die sich selber erhalten mußten. So entstand die Industrie der Kriegsgefangenen, die alles herstellte, was im russischen Wirtschaftsleben fehlte. Mit primitivsten Mitteln schufen sie, was das tägliche Leben braucht: Makkaroni, Seife, Spitzen, Knöpfe, Schuhe, Bürsten, Kerzen, Kämme, Körbe, Messer, Wagen und Schlitten.

Schwerste Anforderungen stellte diese Zeit an die deutsche Kommission. Sie lebte zwischen den Fronten. Schießereien und Bedrohungen durch Kosakenpatrouillen waren an der Tagesordnung. Die Lebens- und Geldmittel waren knapp, und dennoch mußten tagsüber durchweg dreitausend Kriegsgefangene verpflegt werden, — das alles bei einer Kälte von —30 bis 40 Grad, so daß das Innere der Güterwagen von Eis glitzerte. Vielen Tausenden aber wurde so die Rückkehr in die Heimat ermöglicht, bis dann endlich im Frühjahr 1921 die deutsche Kommission und mit ihr Schwester Anne-Marie mit einem Gefangenentransport-Dampfer über Indien, Triest nach Deutschland zurückkehren konnte. —

So können wir Mädel lernen von den deutschen Frauen, die in Sibirien Dienst taten; denn sie zeigen uns durch ihr Leben und ihre Arbeit, daß stärker als alles Grauen und alle Not ein unbeugsamer Glaube und ein selbstloser Wille ist.

Hilde Munske.

Aus: Deutsche Kraft in Fesseln

Ein Feldpostbrief meiner Oberin Hanna Krüger bringt mir Ende 1915 die Anfrage in ein Kriegslazarett in Flandern, ob ich bereit wäre, als Delegierte des deutschen Kriegsministeriums unter dänischem Schutz zu unseren Gefangenen nach Rußland zu gehen.

Das ist eine schwere Frage! Ich kenne keine schönere Schwesternpflicht, als unsere verwundeten Soldaten im Feld- und Kriegslazarett pflegen zu dürfen. Fühle ich mich doch hier draußen als Mutter und Schwester derer, die das Höchste für die Heimat einsetzten. Teilnehmen darf ich gleichsam am Kampfe um die deutsche Heimat. Das ist Krönung meiner Schwesternarbeit!

Und nun soll ich nach Rußland! Ich kenne meine Aufgaben dort noch nicht. Werde ich helfen können? Wird die Liebe zu meinem Volke mir den rechten Weg zeigen, denen Mutter und Schwester zu sein, die den Kampf aufgeben mußten und sich nun in jahrelangem, zermürbendem seelischen und körperlichen Leid nach dem Tage der Befreiung sehnten?

Man schreibt mir, es ginge unseren Gefangenen in Rußland schlecht. Nur wenig wisse man über ihr Schicksal. Die Verbindung mit der Heimat fehle fast ganz. Drei deutsche Schwestern, Erica von Passow, Gräfin Uexküll und Magdalene von Walsleben, jetzt von der ersten Delegationsreise zurückgekehrt, häten die schlimmsten Nachrichten mitgebracht. Es wäre nötig, eine neue Delegation auszusenden, die die Gefangenen besuche und ihnen Geld und Grüße der Heimat überbrächte, sowie Verhandlungen und Verbesserungen mit den russischen Behörden anknüpfe. —

Meine Ungeduld, zu den Gefangenen zu kommen, ist schier unerträglich. In Nishnij-Nowgorod begegne ich den ersten. Sie erkennen Landsleute. Wir reden miteinander. Ich gebe ihnen Geld trotz der sie begleitenden Posten, und werde von meinem russischen Begleiter zum ersten Male dafür gerügt, daß ich ohne Erlaubnis mit Gefangenen spreche.

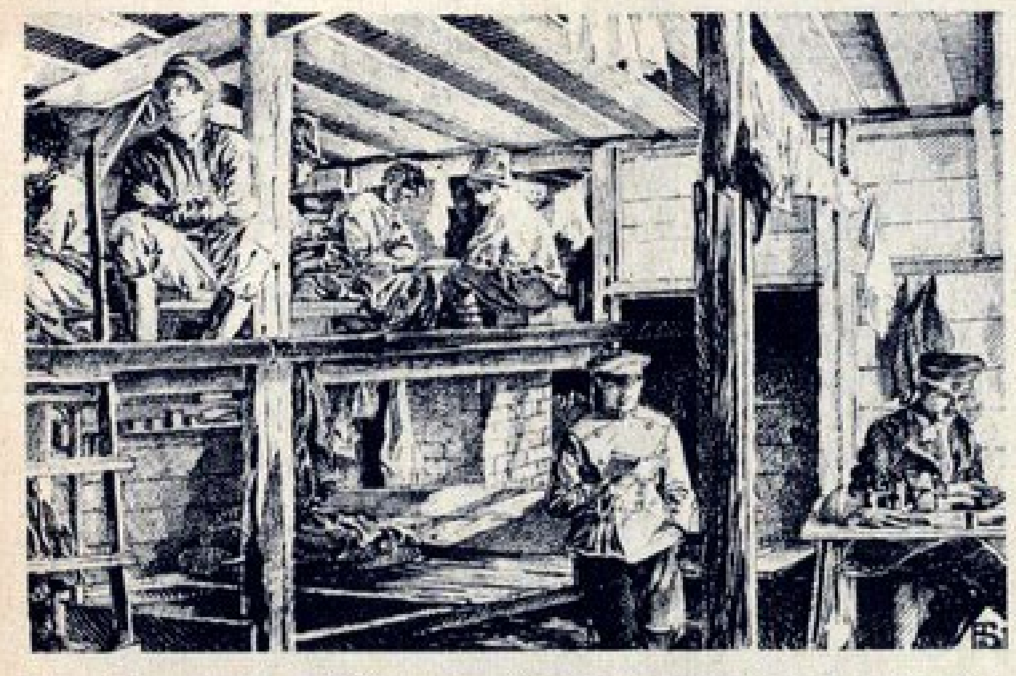
Ich begreife nicht, wie man mich zwingen könne, unerkannt an ihnen vorübergehen zu sollen, und weiß, ich werde immer zu ihnen sprechen und sagen: „Lieber, die Heimat denkt an dich!"

In den mir vorgeschriebenen zwei Monaten besuche ich die Gefangenen in Städten, die fernab von der Eisenbahn oder der Wasserverkehrsstraße liegen. Wenn ich nach einer Troikafahrt von zweihundert Kilometern in einem Gefangenenlager ankomme, begegnet mir die freudig erstaunte Frage: „Schwester, wie kommen Sie in diese russische Einöde?" „Ich bin gefahren, während Sie wochenlang laufen mußten", antworte ich fröhlich.

Es lohnt sich, zu ihnen zu kommen, so überwältigend dankbar sind sie für jedes teilnehmende Wort. Ich sehe Lager, in denen der Tod grausame Beute gefordert hat. Tausende sind dem Flecktyphus erlegen. Frage ich nach einem, den ich hier suche, dem ich Botschaft von daheim bringen möchte, so erhalte ich die Antwort: „Umgekommen, Schwester". Aus den Arbeitsstellen sind sie mit Flecktyphus in das Lager gekommen. Der russische Arzt hat keine Trennung von Kranken und Gesunden vorgesehen. Die kriegsgefangenen Aerzte erhielten zu spät Erlaubnis, einzugreifen. Medikamente fehlten. Die Epidemie ergriff Hunderte, Tausende. Die kriegsgefangenen Aerzte starben, und ein kleiner Rest Ueberlebender blieb zermürbt zurück. So ist es in Jaransk, Gouvernement Wjatka. So ist's nicht nur in Jaransk.

Ein anderes Mal fahre ich auf der Kama. Spähend stehe ich auf dem Oberdeck des kleinen Dampfers, der mich zu den großen Lagern am Ufer des Flusses führen soll. Nur der russische Steuermann und zwei Matrosen sind in meiner Nähe. Ruhelos wandern meine Augen über die sich endlos dehnenden Birkenwälder, deren herbstliches Gold meine Begleiter immer erneut die Schönheit der weltfremden Einsamkeit preisen läßt. Ich habe jetzt keinen Sinn dafür. Meine ganze Seele ist erfüllt von dem Leid der gefangenen Landsleute, die hier in den Wäldern und Bergwerken fronen. Ich darf sie nicht sehen. Die Arbeitsstellen bleiben mir verschlossen und doch: wo finde ich eine Spur der Stätten, da sie ihr Heimweh in Arbeit begraben? Ragt nirgends der Schlot eines Eisenwerkes aus dem goldenen Laubgewirr, steigt nirgends Rauch empor? In einigen Minuten soll der Dampfer anlegen, um Eisen aufzunehmen.

Da — plötzlich entdecken meine bangen Blicke drei Gestalten mit lieben deutschen Feldmützen auf dem Kopfe. Sie heben sich scharf ab von dem Kohlenhaufen, an dem sie arbeiten. Erregt schwenke ich mein Taschentuch. Da schaut einer herüber. Ich zeige ihnen das rote Kreuz auf meiner Armbinde, unbeweglich starrt er. Ich rufe: „Deutsche Schwester". Er ruft



Ein deutscher Kriegsgefangener zeichnete die Baracke mit den mehrstöckigen Schlafpritschen

zurück: „Was?" Dann läuft er dem Dampfer nach. Die beiden anderen arbeiten stumpf weiter. Ich zittere vor Freude, abseits der mir zugewiesenen Straße Landsleute gefunden zu haben. Was macht es, daß vom unteren Deck her das haßerfüllte Gesicht des mich beobachtenden russischen Polizisten herauflugt?

Keine fünf Minuten vergehen, da erscheint mit unheilverkündendem Blick der aus dem Schlummer geschreckte Herr Messojedoff. „Die schreckliche deutsche Schwester hat schon wieder unsere Befehle mißachtet!" Ich wappne mich mit sehr viel Liebenswürdigkeit, glücklich erzähle ich dem Russen, ich hätte drei deutsche Gefangene entdeckt und bitte ihn: „Wollen Sie ihnen nicht von dem wollenen Unterzeug, das ich in der Kabine habe, hinübersenden Sie haben es gewiß nötig. Der Winter ist nahe. Ich selber will sie nicht sprechen, um Ihnen keine Schwierigkeiten zu machen." Das weiche russische Herz ist gerührt von so viel Unterwürfigkeit. Er erlaubt mir, die Wollsachen persönlich zu verteilen, nur Geld dürfe ich nicht austeilen, weil sich sonst das herumlungernde russische Volk an den Gefangenen vergreifen würde. Ich nicke nur und eile in meine Kabine, stopfe viele Rubelscheine in Socken, Unterhosen und Hemden, und kehre froh zu Herrn Messojedoff zurück.

Inzwischen hat der Dampfer angelegt. Der Gefangene wartet, auch seine beiden Kameraden sind herbeigekommen. Aufrechte Männer sind sie geblieben, trotz der harten Arbeit im Eisenwerk. Zuversichtlich sprechen sie, trotzdem nie eine Nachricht aus der Heimat zu ihnen gelangt ist. „Die Kameraden in der Heimat machen es schon, wie gern möchten wir noch mit dabei sein!" Unerschütterlich lebt dieser Glaube in ihnen. Die Grüße und Liebesgaben von daheim hellen ihre ernsten Gesichter auf.

Neugieriges Volk sammelt sich. Herr Messojedoff ist in Sorge. Ich kehre auf das Schiff zurück, nachdem ich versprochen, den Familien der Gefangenen Nachricht zu geben.

Wieder stehe ich spähend auf dem Deck, während das Eisen verladen wird. Es ist die Zeit des Sonnenunterganges. Da kommen zwei Gruppen deutscher Gefangener vorüber. Ich rufe ihnen den Gruß der Heimat zu. „Es ist verboten, stehenzubleiben, Schwester. Die Polizei straft uns dafür", rufen sie zurück. Soviel Disziplin haben meine russischen Begleiter nicht erwartet, sie erlauben, daß ich zu ihnen gehen darf, es sind Bayern. Ich wiederhole den Gruß, präge mir Namen und Heimatadressen ein und verspreche, ihnen den schwedischen Delegierten mit den Wintersachen aus der Heimat zu senden. Ernst und aufrecht gehen sie ihrer Unterkunftshütte entgegen, an welcher unser Dampfer bald vorüberfährt. Lange sehe ich sie dort stehen, dem entschwindenden Fahrzeug nachschauend. Es trägt ein winziges Stück Heimat . . .

Einmal gelingt es mir, auf einem Dampfer die im Frachtraum reisenden Gefangenen, welche an eine Arbeitsstelle geschickt werden, mit Bewilligung Herrn Messojedoffs mit Geld zu versehen, Tabak, Pfeifen, Schokolade. Briefpapier, Postkarten, Bleistifte, Mundharmonikas zu verteilen und stundenlang bei ihnen zu sitzen. Die Liebesgaben stammen aus Frankfurt am Main. Ein Frankfurter ist unter den Gefangenen. Gibt das eine Freude! Reichsdeutsche, Oesterreicher und Ungarn sind sie. Unter letzteren haben die Zigeuner natürlich eine selbstgebaute Geige und fiedeln in die Nacht. Wir singen Heimatlieder und vergessen fast die Fremde. Auf einer der Haltestellen scheiden die Männer ins Dunkel der Nacht. —

Der Winter findet mich in dem Barackenlager zu Omsk. Weihnachten geht vorüber, die spanische Grippe kommt zu uns in die Baracke. Schnee deckt unsere Baracke zu bis auf das Dach. Die Soldaten schaufeln am Morgen die Fenster frei. Seit ich im Lager bin, versuche ich, mit den übrigen Gefangenen in Verbindung zu kommen. Ich sammele Brotreste in unserer Baracke und bitten einen Konvoi, mit mir an den Stacheldraht der Katalatschka — Arrestlokal — zu gehen, den Hungernden das Brot zu geben. Ist er unwillig, so erinnere ich ihn an seinen eigenen Hunger und erreiche meinen Zweck. Manchmal, jedoch nur selten, ist auch etwas Butter, Fleisch und Geld im Sack.

Auf meinen Spaziergängen begleiten mich zwei Hunde. Eines Tages ist der große gelbe verschwunden. Die Kriegsgefangenen haben ihn gefangen und gegessen. — Ende Januar bricht in der Baracke neben uns Flecktyphus und Rückfallfieber aus. Es wird ein großes Sterben. In vier Tagen 160 Neuerkrankungen. Die armen Kranken haben nichts anzuziehen, keine Decken, sich zu bedecken, keine Medikamente.

„Laß die Bande verrecken, dann haben wir keine Last mehr mit ihnen", sagen die Wärter und kümmern sich nicht darum. Wir haben zwei Aerzte in der Baracke, Dr. Arndt und Feldunterarzt W. Bultmann. Beide erhalten die Erlaubnis, für die Erkrankten zu arbeiten. Sie richten eine Lazarettbaracke ein, instruieren Pfleger, dann erkranken sie selber.

Es ist mir unerträglich, meinen alten Gefährten Bultmann nicht pflegen zu dürfen, der im Fieber nach mir verlangt. Ich erzwinge die Erlaubnis dazu von dem Vorstand des Feldgerichtes, indem ich ihn daran erinnere, daß er vielleicht auch bald ungehört nach seiner Mutter rufen werde, und erhalte mißmutig den „Propus!" — Passierschein — der mir erlaubt, ohne Konvoi im Lager herumzugehen, Brot in alle Baracken zu bringen und tagsüber bei Herrn Bultmann im Lazarett zu sein.

Dr. Arndt gesundet bald, obwohl er Rückfallfieber und Flecktyphus hat. Herr Bultmann ist wochenlang schwerkrank und dem Tode nahe. Nachts wachen Aerzte und später unsere Offiziere bei ihm. Ich bin sehr froh, ihn tagsüber pflegen zu dürfen. Einige Läuse bringe ich mir immer mit, keine aber, die mir den Flecktyphus bringt. Das ist eine große Gnade!

So vergehen Wochen. Der Sturm fegt durch die vielen Ritzen der Baracken, Schnee treibt herein, einmal haben wir minus 5 Grad Celsius im Raum, draußen sind minus 30 bis 40 Grad Celsius Kälte. Es ist schwer, sich bei minus 5 Grad anzukleiden und zu kämmen. Wir wärmen uns während des Ankleidens die Hände unter dem Rücken derjenigen Schwester, die aus Platzmangel beim Ankleiden bis zuletzt liegenbleiben muß. Körperpflege wird nie vernächlässigt, zum Glück haben wir immer Wasser oder Schnee.

Draußen wird es jetzt, anfangs Februar, etwas milder, 25 Grad Kälte spürt man schon als gelinde. Der entsetzliche Wind schafft uns zwar noch einige harte Tage, daß man selbst in der Baracke eine Kopfbedeckung tragen muß, aber an stillen Tagen glaubt man schon an den Frühling. Dafür melden sich andere Nöte. Das Petroleum geht zu Ende. Unsere Aerzte konstruieren die unglaublichsten Beleuchtungsapparate. Bei einer Lichtquelle von einviertel Kerzenstärke wird trotzdem an den langen Abenden fleißig gearbeitet, die deutsche Zähigkeit ist eine unüberwindliche Kraft. —

Der Friedensschluß findet mich in Tschita in Sibirien. Es geht jetzt nicht immer ruhig zu bei den Kriegsgefangenen, so unermüdlich die Vertreter der Roten-Kreuz-Kommission um sie bemüht sind. Sie wollen auf jeden Fall fort aus Tschita, selbst wenn sie streckenweise laufen sollten. Jeder hat eine Meinung, viele Pläne entstehen, selbst auf der Amurbahn wollen sie nach Wladiwostok fahren.

Da erscheint die leise Hoffnung, daß die Strecke zur Mandschurei wieder befahrbar, aber von Militärzügen belastet sei. Tag und Nacht verhandelt Herr Jonas mit den Behörden darüber und hat Erfolg.

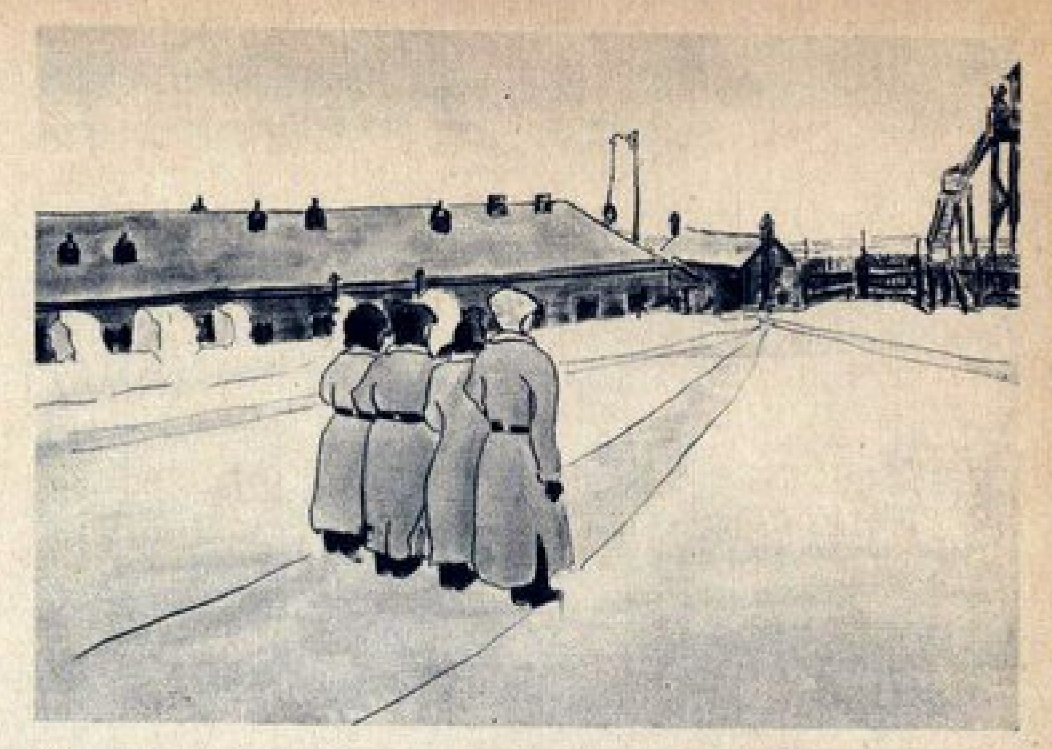
Am 4. Dezember soll der erste Eisenbahnzug mit tausend Mann abgehen, die beiden anderen Züge sollen in kurzen Abständen folgen. Es ist ein ungeheures Wagnis, dreitausend Kriegsgefangene auf eine eingleisige Strecke zu schicken, die von hin- und herflutenden Truppen überlastet ist. Nur der Mut der Verzweiflung treibt zu diesem Wagnis.

Ich habe meinen alten Freunden versprochen, mit ihnen im ersten Zuge bis Wladiwostok zu fahren und mit ihnen in die Heimat zu reisen.

Am 3. Dezember ziehe ich um in den Eisenbahnzug der Kriegsgefangenen. Mein Abteil ist geschmückt mit Kiefernzweigen, die zwei meiner Treuesten weither geholt haben aus den Bergen. Mein Kommen bestärkt die immer zweifelnden Kriegsgefangenen in der Gewißheit: „Es geht weiter nach Wladiwostok!"



Schwester Anne-Marie bringt den Gefangenen Brot — ein deutscher Offizier hielt es damals im Bilde fest



Eine weitere Zeichnung aus Sibirien: Kriegsgefangene deutsche Schwestern in Omsk

Gegen Abend erkrankt ein deutscher Kriegsgefangener an einem schweren Anfall von Blinddarmentzündung. In Decken und Pelze gehüllt, fahren wir ihn durch die kalte sibirische Nacht etwa acht Kilometer weit in ein russisches Hospital und übergeben ihn dort der Fürsorge einer freundlichen Schwester. Die Stadt ist der Unruhen wegen im Belagerungszustand. Wir werden von russischer Miliz bis Tagesanbruch in einem Wachtlokal festgehalten. Ironie des Schicksals, in der letzten Nacht in Tschita eingesperrt zu sein, bewacht von Kriegsgefangenen-Miliz. Offen zeige ich ihnen meine Empörung. Mit uns eingesperrt liegt russisches Volk schnarchend auf Tischen und Bänken. Die Luft ist verpestet. Gegen Morgen läßt man uns abziehen. Durch die sternhelle kalte Nacht wandern wir zu unserem Eisenbahnzuge.

Noch immer glauben unsere Kriegsgefangenen nicht, daß wir heute abfahren. Als Frondienst müssen sie zuerst drei Lokomotiven mit Kohlen laden, von denen wir eine für unseren Zug erhalten. Endlich steht sie vor unserem Zuge, er rollt an, hält — wir können die Weiche nicht überfahren, weil der Weichenwärter mit dem Schlüssel unauffindbar ist. Das ist echt russisch. Wir lachen.

Bald lassen wir den Bahnhof von Tschita hinter uns, auf dem dreitausend Menschen sieben Wochen lang unsagbar Schweres ertragen hatten.

Das Rattern und Holpern der Tjeluschken ist unseren Kriegsgefangenen herrliche Musik. Mit allen Unbequemlichkeiten söhnen sie sich aus. Nur vorwärts, ostwärts, weiter nach dem ersehnten Hafen von Wladiwostok! —

Dann fahren wir nach Westen, wochenlang, bis endlich eines Tages die Türme von Briest vor uns auftauchen. Nur noch eine Nacht schlafen wir an Bord. Zwei Vertreter der Regierung, der Abteilung für Kriegsgefangene im ehemaligen Kriegsministerium kommen am nächsten Morgen, die Heimkehrer zu begrüßen. Sie bringen ihnen Hunderte von Briefen mit. Aus der Stadt kommen zahlreiche dort ansässige Reichsdeutsche und schenken uns Orangen und Biskuits.

Als wir das Schiff verlassen, fehlt ein ostpreußischer Zivilgefangener. Er hatte nicht den Mut, das Leben in der Heimat von neuem zu beginnen. Angesichts der Lichter von Triest war er über Bord gegangen. —

Am nächsten Tag betreten wir hinter Salzburg zum erstenmal wieder deutschen Boden. Rosenheim, München, zuletzt das Lager Lechfeld in Bayern, sind noch kurze Durchgangsstationen. In Lechfeld ist emsiges Treiben. Angehörige sind zur Begrüßung gekommen. Niemand hat Zeit für den anderen. Der Herdenmensch von gestern ist verschwunden, jeder ist wieder er selbst geworden. Etliche tappen noch mit unsicheren Schritten in der neugewonnenen Freiheit, doch in den meisten lebt das Bewußtsein:

Was wir gelitten in Knechtschaft und Fremde — Kraft erwuchs uns daraus zum Segen der Heimat!

Anne-Marie Wenzel.

So wie das feldgraue Heer des großen Krieges heute den Jungen Weg und Richtung gibt, so ist das unbekannte Heer der deutschen Frau jener Zeit uns Mädeln Verpflichtung. Bewußt haben wir uns mit unserer Arbeit und unserem Sein in den Dienst des Volkes gestellt. Nicht nur gesunde und lebenstüchtige Menschen wollen wir formen, sondern stark, gläubig und bis zum letzten einsatzbereit wie jenes Millionenheer der deutschen Frau im Kriege soll unsere Gemeinschaft werden.

Trude Mohr, Reichsreferentin des BDM

Daß mein Volk bestehe

Eine deutsche Krankenschwester nennt in ihren Kriegserinnerungen ein Wort, an dem sie sich immer wieder aufrichtete, wenn in härtestem Dienst und beim Erleben von Not und Tod ihr „müdes Bewußtsein keine eigenen Denkformen mehr fand". Das Wort lautet: „Ob ich untergehe? Das mag sein. Daß mein Volk bestehe, kümmert mich allein!"

Es ist nur ein kleines Wort, das hier den Weg zu uns findet und doch groß genug, um alle diejenigen Frauen und Mädchen in seinem Ring zusammenzuschließen, die fähig waren, ihre eigene und vielleicht sehr schmerzenreiche Gegenwart gering zu bewerten gegenüber der größeren Zukunft. In diesem selbstverständlichen Einsatz für die Ewigkeit des Volkes enthüllt sich die wesensgemäße Haltung eines artbewußten Frauengeschlechtes.

Wenn aber die Rede ist von artbewußtem Handeln, so müssen wir weit zurückschauen, bis in die Frühzeit germanisch-nordischer Ueberlieferung, und wir werden erkennen, daß unsere Ahnherrin eine Kette bilden half, die fernher über die Frau des Weltkriegs in unsere Tage und in weiteste Zukunft hinüberreicht.

Die Germanin diente einer starken und heldischen Lebensauffassung. Sie ordnete sich als schmales Glied ihrer großen Sippe ein, und die Ehre war immer der Maßstab, nach dem sie zu werten und zu richten pflegte. Die Zeit, in der unsere Vorfahrin lebte, ist ohne Kampf nicht zu denken. So war es ihr Bestreben, gemeinsam mit ihrem Manne für die Erstarkung der Sinne und für einen engen, bedingungslosen Zusammenhalt und Einsatz zu sorgen.

Aus diesem Willen heraus ergab sich zunächst eine Heranbildung aller körperlichen Kräfte zu unbedingtem Gehorsam. Nach einem Worte unseres Führers soll die gesamte Erziehung des jungen Volksgenossen von Kindheit an darauf angelegt werden, ihm die Ueberzeugung zu geben, „anderen unbedingt überlegen zu sein". Das war schon damals der Grundsatz, nach dem die Germanin ihre Söhne und Töchter erzog, und sie mag ihnen oft ein altes Sprichwort genannt haben, das lautet: „Eines Helden Kind muß kühn im Kampfe sein".

Das junge Mädchen stählte seinen Körper genau wie der heranwachsende Knabe, um in Kampfzeiten, wenn es not tat, mithelfen zu können. Denn Kampfzeiten verlangten harte, wache, stete Einsatzbereitschaft. Zwar war es in der Regel nicht so, da die Germanin selber in den Kampf mit eingriff, aber sie half an ihrem Platze, verband die Wunden der Kämpfer und mußte gerüstet sein, beim Unterliegen ihrer Sippe ein hartes Schicksal auf sich zu nehmen. Es gab kein Ausweichen und kein Jammern und Klagen für eine Frau, die nach den Grundsätzen ihrer Sippe leben wollte — und welche hätte das damals nicht gewollt! Treu gegenüber dem Erbe der Vergangenheit — treu in der harten Gegenwart gegenüber den Menschen, die zu ihr gehörten — treu einer größeren Zukunft dienend: so war ihr Lebenswille.

Die altnordischen Familienchroniken führen uns immer wieder die stolze, einsatzbereite Haltung des Mädchens und der Frau vor Augen, die ihren letzten Grund in der rassischen Reinheit dieser Menschen hat. So wie in den Menschen der Strom gesunden, reinen Blutes kreiste, so war in ihnen auch das Bewußtsein lebendig, alles auf sich nehmen zu können für die Sippe, Treue zu halten über den Tod hinaus oder in Not und Verbannung.

Eine der erschütterndsten und eindrucksvollsten Chroniken überhaupt, die von dem starken, heldischen Lebenswillen germanischer Frauen Zeugnis ablegen, ist die Schicksalsgeschichte von Aud und Gisli. Hier wurde von einer Frau die Anspannung höchster körperlicher und seelischer Kraft gefordert, und immer noch vermochte es diese Frau, wie so viele andere ihrer Zeit, tröstend härteres Leid als das eigene zu mildern.

So führt von den Frauen fernster Vergangenheit eine enge Verbindungslinie über die heldischen deutschen Frauen aller Jahrhunderte bis hin zu der Einsatzbereitschaft der Frau des Weltkrieges. Eine starke Welle hob damals Mutter und Tochter hoch empor über ihr eigenes kleines Ich, das plötzlich nicht mehr wichtig war. Eine starke Welle trug sie so hoch empor, daß sie über sich selbst hinauswuchsen und nur noch Glied eines Volkes, einer großen kämpferischen Gemeinschaft waren. Das heldische Sterben von Langemarck wurde Verpflichtung:

Wort nun wächst aus den Kreuzen, mahnender Atem im Wind,
wächst aus den Frühgesäten, hört es, Mutter und Kind.
Tastend greift es in Nächten aus verschütteten Schächten,
Hände streben und heben eine Fahne zum Leben:
Deutschland.

Und aus den Gräbern die Saaten raffen sich auf zu Taten:
Frucht bist du und bin ich.
Hügel werden Altäre, und wie die blühendste Aehre
diene auch ich,
Deutschland!

Vielen unter uns wird der Beginn des großen Krieges noch in lebendiger Erinnerung sein. Es ist gut, sich manchmal an diese Zeit zu erinnern, um Kraft daraus zu schöpfen für den eigenen kleinen Tag. Da sehen wir nicht nur die marschierenden Kolonnen der Soldaten, die langen, langen, endlosen Züge — da sehen wir auch Schulter an Schulter die marschierenden Scharen der Frauen und Mädchen in der Heimat.

Hatten sie damals nicht alle den gleichen Zug im Gesicht, der Stolz und Härte zugleich war? War es nicht so, als seien sie alle Schwestern? Alle Glieder einer einzigen großen Kette? Wir sehen sie frühmorgens zur Arbeit gehen, wir sehen sie in der Front, in der Fabrik, im Büro, in den Beratungsstellen, auf der Straßenbahn, an der Pflugschar! Und wir können uns doch nicht erinnern, daß auch nur eine dieser Frauen je von Müdigkeit und Schwäche sprach.

Als das Schicksal über ein Volk hereinbrach, in dem der Klassenkampf immer mehr vorherrschte, da erwuchs diesem Volke über alle Klassengegensätze hinweg das Wunder einsatzbereiten Widerstandes aller für alle. Und das Wort, nach dem die tapfere Schwester im Kriege lebte, mag damals auch mancher Frau in der Heimat wegweisend gedient haben: „Ob ich untergehe? Das mag sein. Daß mein Volk bestehe, kümmert mich allein!"

Was umsonst zu sein schien, lange Jahre hindurch, war nicht umsonst. Das Sterben von Langemarck war kein Tod, und die Opfer der Mädchen und Frauen gingen nicht unter, sondern wurden wegweisend und richtunggebend für uns Heutige.

Eine morsche Zeit zerfiel, aus ihren Trümmern aber baute einer den Dom unseres Glaubens. Aus dem Erbe der Ahnen und den Opfertaten des Krieges erwuchs uns allen die eine große Verpflichtung: Deutschland.

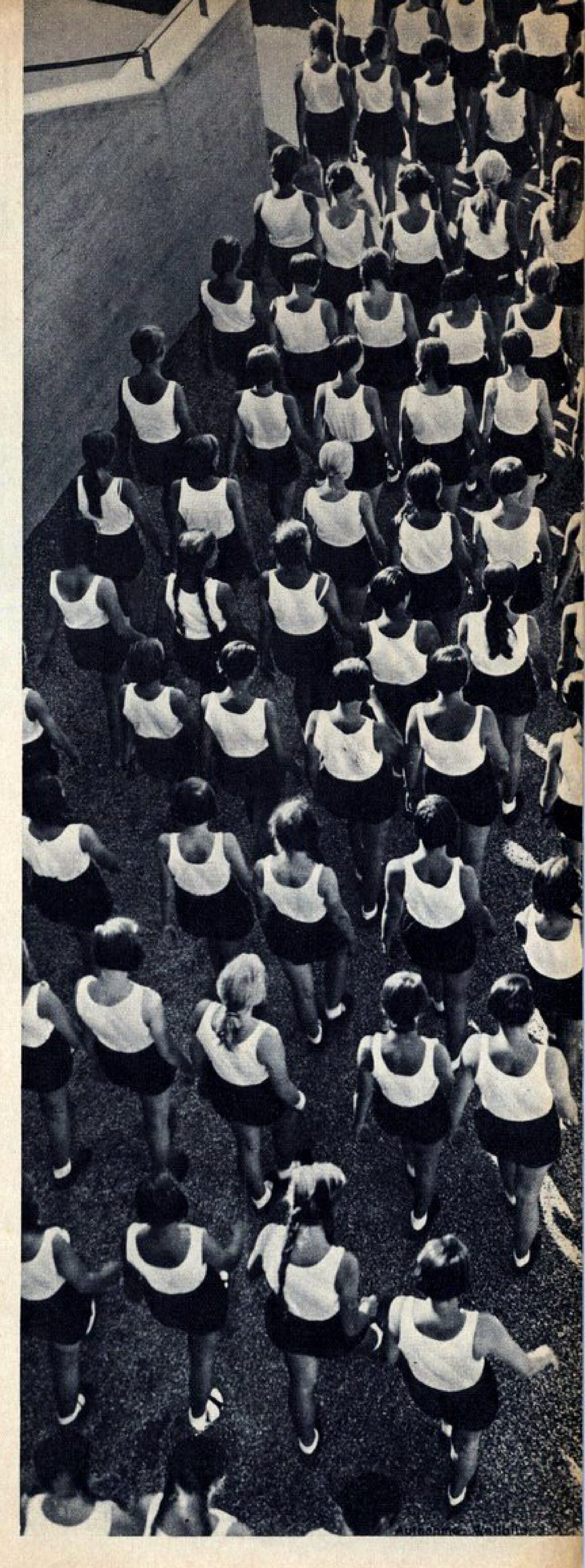
Daraus erwuchs die Aufgabe, täglich von neuem daran zu arbeiten, daß jede und jeder von uns zu der Erstarkung unserer Gemeinschaft beitrage. Dazu aber ist es notwendig, immer von neuem Körper und Geist zu schulen, nie müde zu werden, immer wach und bereit zu sein für den gegenwärtigen Tag und so mitformen zu helfen an der Ewigkeit des deutschen Volkes.

Die Worte aber, die der Führer an seine Jugend richtete, seien uns tägliche Mahnung, seien uns Weiser zum Ziel: „Ihr müßt treu sein, Ihr müßt mutig sein, Ihr müßt tapfer sein und ihr müßt untereinander eine einzige große herrliche Kameradschaft bilden!

Dann werden alle die Opfer der Vergangenheit, die für das Leben unseres Volkes gebracht werden mußten und gebracht worden sind, nicht umsonst hingegeben worden sein, sondern dann wird aus all den Opfern am Ende noch eine glückliche Entwicklung des Lebens unseres Volks kommen. Denn Ihr seid die lebenden Garanten Deutschlands, Ihr seid das lebende Deutschland der Zukunft, nicht eine leere Idee, kein blasser Schemen, sondern Ihr seid Blut von unserem Blute, Fleisch von unserem Fleisch, Geist von unserem Geist, Ihr seid unseres Volkes Weiterleben!

Bringt hinaus diesen gläubigen Schwur, daß niemals mehr in alle Zukunft das deutsche Volk sich selbst zerreißen wird, niemals mehr sich auflösen wird, sondern daß es wirklich ein Volk von Brüdern sei, das durch keine Not und keine Gefahr mehr getrennt werden kann!"

Lydia Kath.





MÄDEL AM WERK

Die Jungarbeiterin in „Textil", „Leder", „Stein und Erde"

Aus dem großen Heer der Jungarbeiterinnen wollen wir zunächst einmal drei der größten Gruppen herausgreifen, um uns mit ihren Besonderheiten zu befassen. Die Reichsbetriebsgemeinschaften innerhalb der Deutschen Arbeitsfront „Textil", „Leder" und „Stein und Erde" beschäftigen über 200 000 Jungarbeiterinnen im Alter von 14 bis 21 Jahren, die zumeist als ungelernte Arbeiterinnen und nur selten als Lehrlinge oder in einer Anlernzeit tätig sind.

Das Ziel muß aber auch für die Jungarbeiterin sein, daß sie durch ein Erziehungsverhältnis ähnlich wie beim Handwerk und anderen Gruppen eine gelernte Arbeiterin oder Facharbeiterin wird. In sehr vielen Betrieben wird aus rechnerischen Gründen heraus das neuaufgenommene junge Mädel sofort in eine leichte, mechanische Arbeit eingereiht, weil es eben an der Zeit und auch an den Ausbildungskräften fehlt, die neue Jungarbeiterin richtig anzulernen. In früheren Zeiten wurde wenigstens häufig der Brauch geübt, daß sich eine ältere Arbeiterin des Neulings annahm, um ihn anzulernen. Diese Art der Einführung in einen Beruf, die ganz von der Person der Anlernenden abhängig war, stellte natürlich auch keine befriedigende Lösung dar. Immerhin aber war das noch besser, als wenn ein Mädel von der Schule weg völlig unvorbereitet mitten in die neue Hantierung eintritt.

Um sowohl das fachliche Können als auch das Verhältnis zur Tätigkeit zu fördern, ist das Jugendamt der DAF in Gemeinschaft mit der HJ deshalb bestrebt, die Jungarbeiterin durch eine zusätzliche Berufsschulung in Gestalt freiwilliger Arbeitsgemeinschaften und wirtschaftskundlicher Fahrten zu erfassen. Eine solche wirtschaftskundliche Fahrt, die etwa 6 Tage dauert und in ihren Kosten durch die DAF erleichtert wird, soll den Gesichtskreis der Mädel in fachberuflicher, hauswirtschaftlicher und wirtschaftlicher Hinsicht erweitern. Betriebsbesichtigungen und Vorträge fördern gemeinsam mit der weltanschaulich-kameradschaftlichen Ausrichtung das Wissen der Mädel um ihre Aufgaben und die Wichtigkeit auch ihrer kleinen, so unwichtig scheinenden Tätigkeit. In den freiwilligen Arbeitsgemeinschaften, die immer mehr zur Aufnahme gelangten und in der Folge auch zur Errichtung von Lehrwerkstätten für Jungarbeiterinnen führten, wird nach genauen Plänen der DAF geschult, die sich mit dieser Einrichtung auch sehr stark an die Betriebsleitungen selbst wendet. Außerdem veranstalten in den Betrieben die Vertrauensmädel der jugendlichen Gefolgschaft Betriebsabende für Jungarbeiterinnen — man sieht also, auch die Jungarbeiterin und ihre Tätigkeit ist durchaus Gegenstand des heißen Bemühens sozialistischen Tatwillens.

Betriebsaufbau und Wirtschaftsformen aber bringen es mit sich, daß dieses Arbeiten und Planen überaus abhängig ist von dem großen Ineinandergreifen der verschiedenartigsten, wirtschaftlichen Faktoren. Hinzu kommt, daß viele Mädel selbst im Beruf nur das Geldverdienen sehen, und unbedachterweise in der Akkordarbeit einen höheren Anreiz spüren, als in der planmäßigen Erlernung einer Arbeit. Auf lange Zeit gesehen aber bietet die gründliche, fachliche Erlernung trotzdem auch wirtschaftlich den größeren Vorteil! Oberflächlich betrachtet, verdient eben eine Hilfsarbeiterin mehr als eine im Anlernen begriffene Jungarbeiterin, und das entscheidet nur zu oft. Betriebstechnische Hindernisse und ein gewisser Widerstand aus den Reihen der Mädel heraus, besonders auch aus Elternkreisen, erschweren also die planmäßige Erziehungsarbeit der DAF nach großen Gesichtspunkten nicht unerheblich. —

Der Zustrom der Jungarbeiterinnen zu den Industrien wird meistens durch die in der Heimat ansässige Industrieart bedingt. Und da diese Wechselbeziehung sich zuweilen schon durch Generationen erstreckt, bilden sich auch gewisse Berufseignungen heraus, die eine Jungarbeiterin von vornherein für eine bestimmte Industrieart besonders geeignet machen. Denken wir hier nur an die Lederverarbeitung der Gegend von Pirmasens, die Textilbezirke um Chemnitz oder das Bernsteinland Ostpreußen.

Da Frauen aber billigere Arbeitskräfte als die Männer sind, werden sie häufig genug zu Arbeiten herangezogen, die an sich

für Frauen ungeeignet sind. Sowohl für die Gruppe „Textil" und „Leder" als auch für die RBG „Stein und Erde" sind all die oft genug in ihren Arbeitsbereichen vorkommenden Hantierungen für Frauen ungeeignet, die ein Heben und Tragen bestimmter Lasten im Arbeitsgang erfordern. Bei der Textilarbeit scheint darüber hinaus das Lumpensortieren, die Beschäftigung an den maschinellen Webstühlen und in den Asbestbetrieben für die jungen Mädel wenig geeignet. Innerhalb der Lederindustrie ist die Gerberarbeit für Mädel unerwünscht, bei „Stein und Erde" jede Arbeit in den Gießereien, in der Naturstein- und Ziegelverarbeitung.

Wenn man diese Beschäftigungen als für junge Mädel artfremd und deshalb ungeeignet und unerwünscht anzusprechen hat, gibt es doch in allen drei Gruppen jedoch auch eine ganze Reihe arteigener Arbeiten. Form- und Farbensinn kann sich vielseitig betätigen, Handgeschicklichkeit im Steppen der Leder, Bespritzen und Bemalen von Porzellanen und Tonwaren, Mosaikzusammenstellungen, Glas sortieren, alles das sind Beschäftigungen, die den Mädeln ihrer Geeignetheit nach sogar den Vorrang vor männlichen Arbeitskräften sichern. Als interessantes Beispiel der Berufsgeeignetheit weiblicher Hilfskräfte für eine Sonderbetätigung sei noch aus dem Arbeitsgebiet von „Stein und Erde" das Aussortieren gesprungener Gläser genannt, das von Mädeln weitaus schneller und zuverlässiger als von Männern besorgt wird. Verhältnismäßig unbekannt und doch für Mädel sehr geeignet, sind in der Textilindustrie die Berufe der Tuchstopferin, Gardinenweberin und Stepperin. —

Der Bedarf der Industrien an jungen weiblichen Hilfskräften und Arbeiterinnen wird zumeist ein schwankender sein, weil je nach den Anforderungen an die Industrie, der verfügbaren Rohstoffmenge, der Nachfrage nach den Erzeugnissen usw. die Betriebe an sich ungleich arbeiten. Zum Teil ist diese Art von Betätigung dazu noch abhängig von Saisonfragen, was neben anderem auch dazu führt, daß sogar früher tätig gewesene, verheiratete Frauen für 2 bis 3 Monate wiederum in die Fabrik gehen, während sie sich den übrigen Teil des Jahres ihren hausfraulichen Arbeiten und Pflichten widmen.

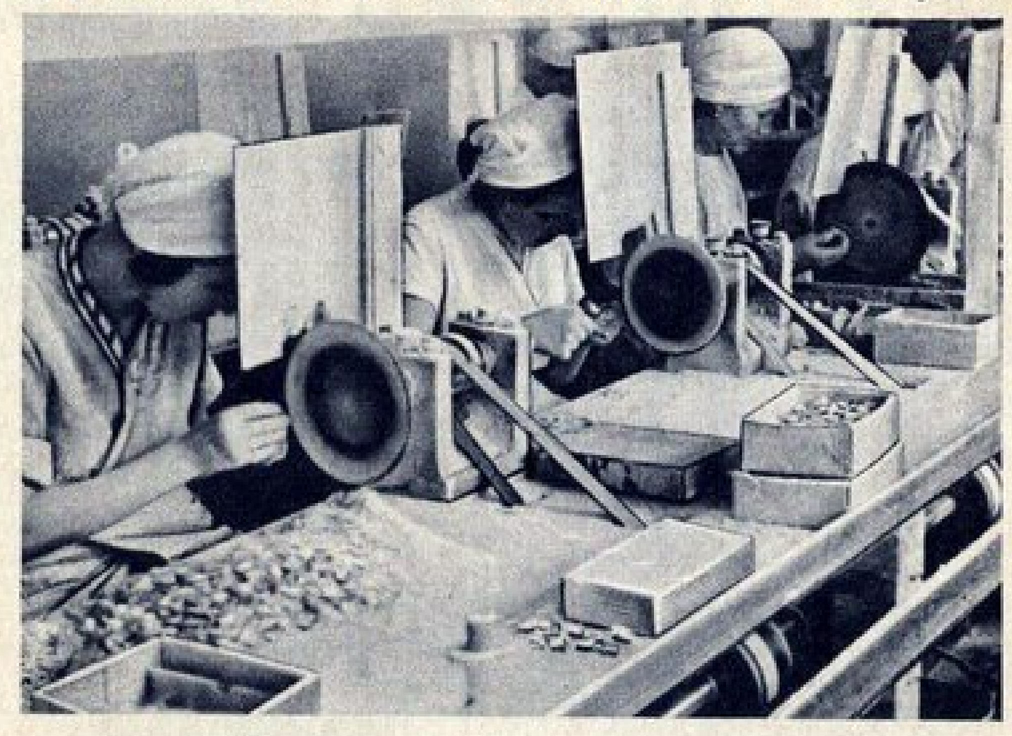
Es ist sehr schwer, etwas allgemein Gültiges über die Aussichten und Entlohnungs- und Fortkommensfragen der Jungarbeiterinnen zu sagen. Die Entlohnung ist ja an sich überall tariflich geregelt. Hinzu kommt häufig die nicht sonderlich zu begrüßende Akkordarbeit mit Ueberverdiensten, die jedoch leicht zu einem Antreibesystem unsozialer Art ausarten kann. Die Aufnahmefähigkeit der Betriebe regelt sich, wie vorhin gesagt, nach der jeweiligen wirtschaftlichen Lage und nach bestimmten Hochbetriebszeiten. Innerhalb der Textilindustrie besteht zur Zeit in der Sparte „Posamenten" ein gewisser Bedarf, der jedoch eines Tages naturgemäß nachlassen wird, wenn die erste große Nachfrage nach Uniformen usw. gedeckt bzw. geregelt ist und einer gleichmäßigen Herstellung wie bei den Erzeugnissen anderer Sparten Platz machen wird. In der Lederindustrie sind gute, gelernte Stepperinnen gesucht.

Grundsätzlich kann jedoch gesagt werden, daß auf die Dauer nur die gelernte Arbeiterin, die ausgesprochene Facharbeiterin, Aussicht auf stete Beschäftigung und entsprechende Entlohnung haben wird. Nach dieser Richtung gehen deshalb auch die Bestrebungen der DAF, die Arbeitnehmer und Arbeitgeber in gleicher Weise in ihre Erziehungspläne einbeziehen und letzten Endes aus der mechanisch arbeitenden, wenig fachlichen Hilfsarbeiterin eine bewußte und tüchtige Facharbeiterin formen sollen. Der Anfang hierzu muß aber bei der Jungarbeiterin gemacht werden, die eine Anlernzeit von etwa einem Jahr zu durchlaufen hätte, während welcher Zeit neben eine vielleicht vorhandene allgemeine Berufs- und Fortbildungsschule eine zusätzliche fachliche Berufsschulung nach dem Plane des Jugendamtes der DAF zu treten hätte.

J. v. K.

Bei der Herstellung von Lederhandschuhen

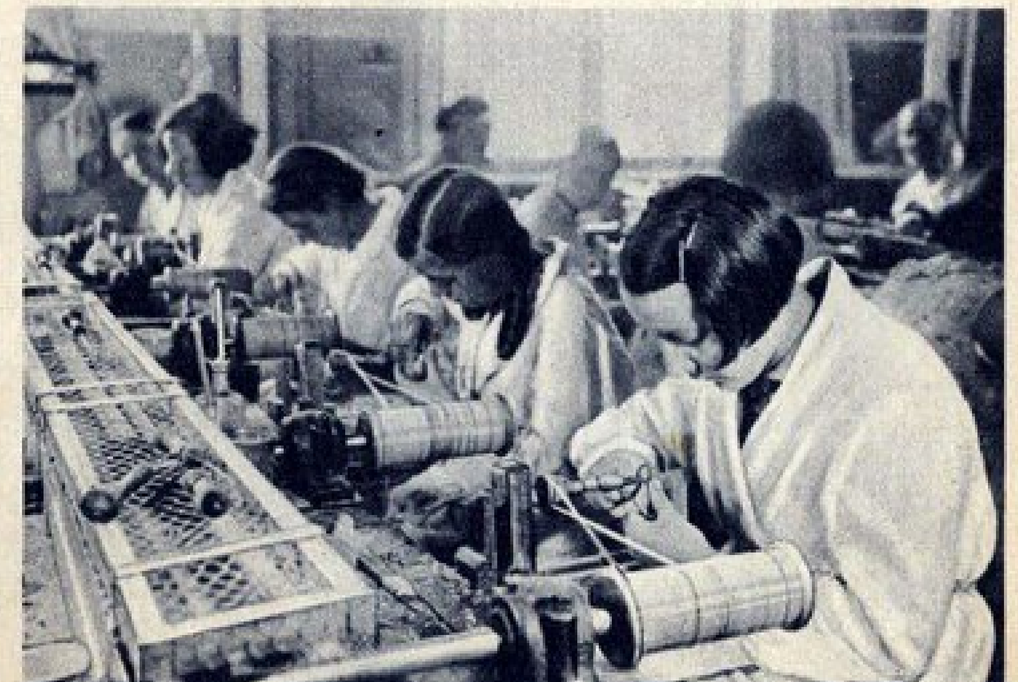
Beim Feilen von Armbandplatten und Anhängern



Lederarbeiterinnen in zusätzlicher Berufsschulung



Blick in die Dreherei der Staatl. Bernsteinmanufaktur



DIE JUGEND DER WELT IN GARMISCH

„Ich rufe die Jugend der Welt!" Mit diesem Satz kündet die Olympiaglocke den Sinn der Olympischen Spiele — alle Völker im friedlichen Wettstreit im Dienste einer gemeinsamen Idee zu umfassen. Es ist das natürliche und schönste Vorrecht der Jugend, diesen Dienst zu tun, da sich in ihr die Kraft der Völker verkörpert. „Ich rufe die Jugend der Welt!" — Das weist aber zugleich über das Geschehen der Gegenwart hinaus in die Zukunft, indem es die nachwachsenden jüngsten Generationen aufruft, sich zu rüsten, um einst mit einer noch größeren Leistung die Sieger der vorhergehenden Spiele zu schlagen.

Wir sehen in den Olympischen Spielen unendlich viel mehr als eine sportliche Veranstaltung. Jeder Olympiakämpfer ist für uns nicht mehr nur Könner seines Faches und Vertreter einer Sportart — das sind ja nur die Voraussetzungen zu seiner Teilnahme — sondern in ihm und in seiner Mannschaft verkörpert sich das Können und die Haltung des Volkes, dem er entstammt.

Das Gefühl, Träger und Repräsentant Deutschlands zu sein, übertrug sich in diesem Jahre auf das ganze deutsche Volk, dessen Aufgabe es war, den Völkern der Welt das diesjährige Olympische Winterfest auszurichten. Damit wurde es zum Brennpunkt eines gewaltigen Geschehens, das sechzehn Tage lang Politik und Wirtschaft und alles andere in den Schatten stellte und die Augen der Welt erwartungsvoll und prüfend auf Deutschland richtete.

Was gerade die Ausländer am stärksten beeindruckte, war die überlegene und gediegene Meisterung der Organisation, die sich hier als schöpferische Kraft der Deutschen offenbarte. Angefangen bei den vorbildlichen Sportanlagen über die sorgsamste Unterbringung und Verpflegung der etwa zweitausend Olympiakämpfer und ungezählter Gäste, muß man sich vorstellen, was es heißt, während dieser sechzehn Tage das Kommen und Gehen von rund einer Million Menschen in

Christel Cranz beim Start auf dem Nebelhorngipfel



Aufnahmen: Schirner

Als JM-Führerin arbeitet Christel Cranz im BDM mit


Aufnahme: Presse-Bild-Zentrale

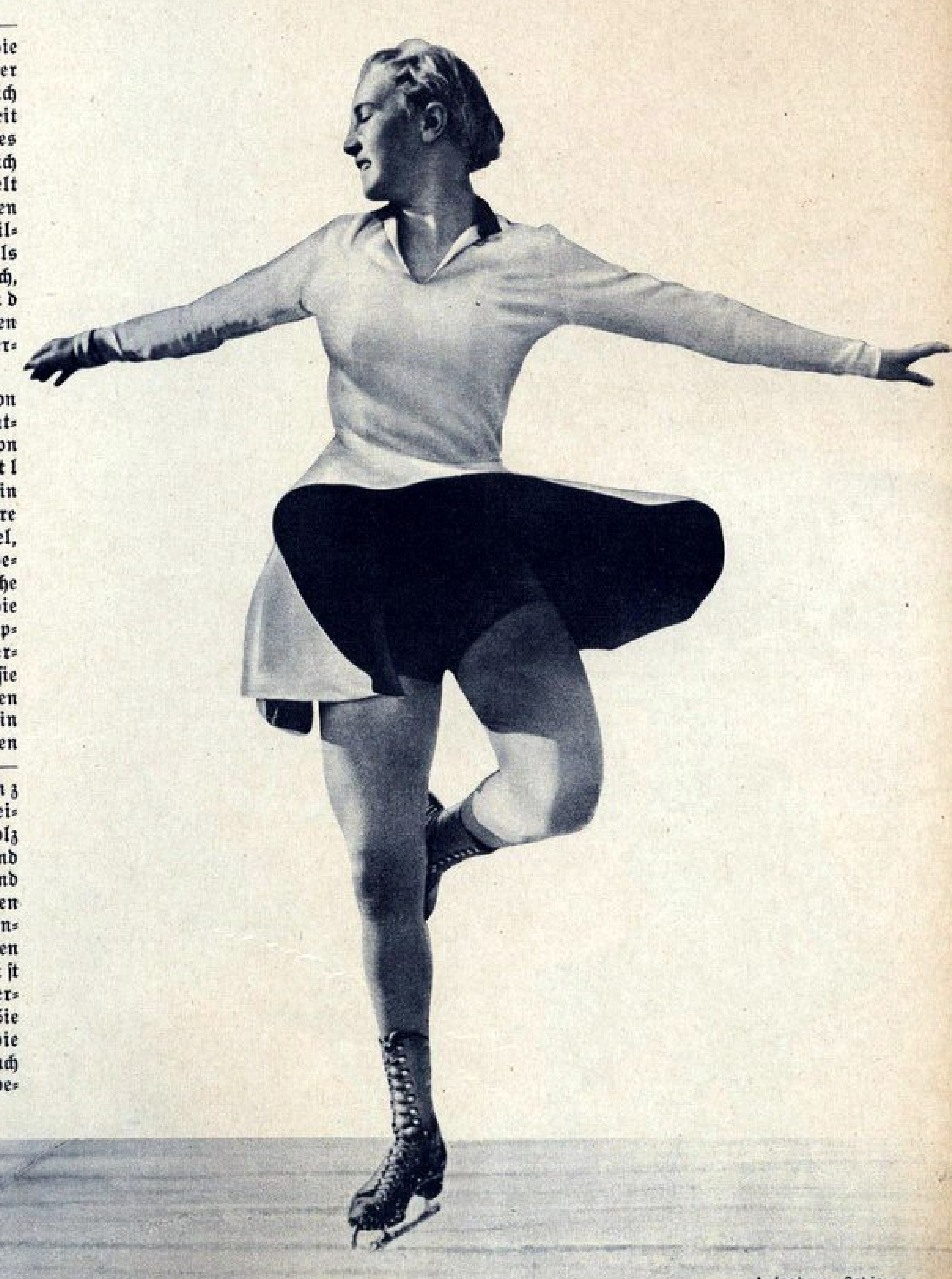
einem verhältnismäßig kleinen Gebirgsort geregelt und auf den schmalen Straßen den Verkehr von Omnibussen, Kraftwagen mit Nummernschildern aus aller Welt, Taxen und Pferdeschlitten vom Olympiastadion zur Bobbahn, vom Kunsteisstadion zum Rießersee reibungslos bewältigt zu haben.

Und doch war die gewaltige Leistung der Organisation nur der Rahmen für die großen Erlebnisse, die Millionen Menschen sechzehn Tage lang in Spannung hielten. Seitenlange Berichte und Bilder in den Zeitungen, Uebertragungen und Schilderungen im Rundfunk, und die Filmberichte der Wochenschau ließen alle die, die nicht mit eigenen Augen die Ereignisse verfolgen konnten, mit nicht geringerer Spannung an dem Geschehen in Garmisch-Partenkirchen teilnehmen — an der feierlichen Eröffnung durch den Führer, den Zwischenentscheidungen, den einzelnen Wettkämpfen bis zu den hart umstrittenen Siegen, in denen von allen Beteiligten das Letzte an Können und Willen eingesetzt wurde, getreu dem Olympischen Eid, „in ritterlichem Geiste, zur Ehre ihrer Länder und zum Ruhme des Sportes" zu kämpfen.

Die Namen unserer Sieger — die „Christl", der „Franz", die „Maxie" — waren in aller Munde, und darin drückte sich die Freude und Verbundenheit des ganzen deutschen Volkes aus mit denen, die es vor sich selbst und vor der ganzen Welt vertraten. Als die Zeitungen die Erringung der Goldmedaillen meldeten, war es mehr als Formel und sportlicher Brauch, daß da zuerst Deutschland stand und dann erst die Namen derer, die diesen Sieg errangen.

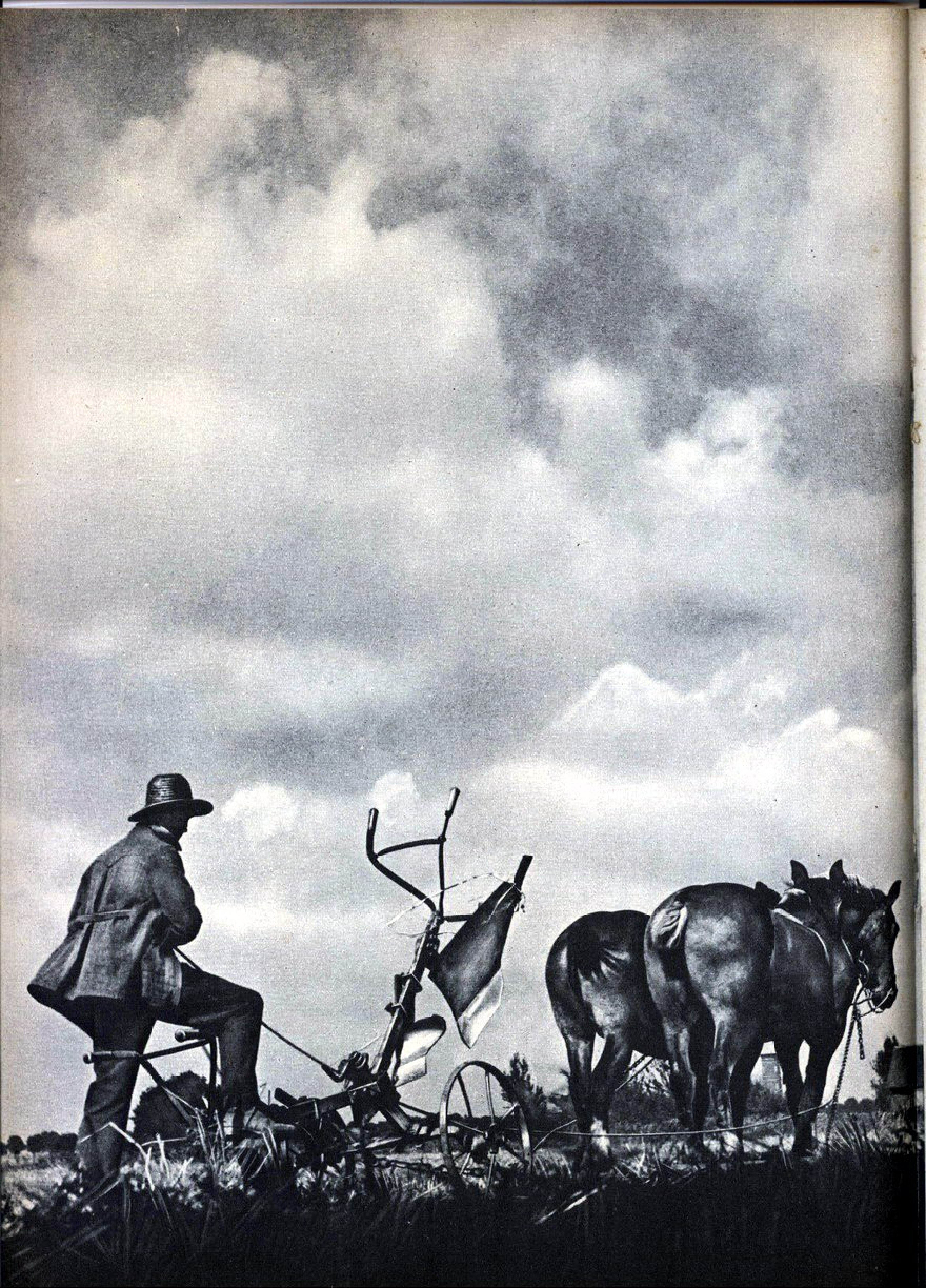
Der Eindruck, den wir von unseren Olympia-Siegern hatten, wurde mitempfunden von der ganzen Welt. Christl Cranz, die Weltmeisterin im Torlauf und unsere Kameradin, das BDM-Mädel, hat in ihrer schlichten und bescheidenen Haltung die deutsche Mädelschaft verkörpert, und die Welt hat diese Haltung empfunden und verstanden. Unvergeßlich wird uns sein, wie sie nach dem Pech ihres ersten Laufes nur und ganz allein unter Einsatz eines unerhörten Willens den Sieg zwang, — für Deutschland. Dann Franz Pfnür — von dem die Zeitungen melden, daß er stolz lächelnd durchs Ziel lief und dann zusammenbrach, und Maxie Herber, deren monatelanges, äußerste Anstrengung forderndes Ueben ihr gemeinsam mit Ernst Baier bei stärkster Gegnerschaft den Sieg schenkte. Sie alle haben uns vertreten, wie wir es im höchsten Anspruch auf eine würdige Verkörperung unseres Volkstums erwarteten. Den Dank, den unser ganzes Volk dafür empfindet, hat der Führer ihnen mit seinem Handschlag ausgedrückt.

Die Olympische Fahne mit den fünf ineinandergeschlungenen Ringen ist eingeholt. Das Olympische Feuer, das aller Welt von der Reinheit der olympischen Idee und der Ehrlichkeit des Kampfes künden sollte, ist niedergebrannt. So groß scheint uns das Erlebnis, daß wir uns kaum vorzustellen vermögen, daß es doch nur ein Auftakt war zu den olympischen Sommerspielen in Berlin. „Garmisch-Partenkirchen hat uns gezeigt, was wir von Berlin zu erwarten haben." Mit dieser stolzen Vorfreude gehen wir Mädel diesem Sommer entgegen — in einer besonderen Anteilnahme, weil uns das Jahr der Olympiade eindringlich auf unsere eigene Aufgabe der Körpererziehung hinweist. Noch stärker, noch selbstloser als bisher wollen wir sie uns zu unserer eigensten Sache machen und gemeinsam und hartnäckig arbeiten an uns, gemäß dem uns vom Führer gesetzten Ziel.



Maxie Herber beim Training

Aufnahme: Schirner



Wir sind als Deutsche hineingestellt in unser Land, um ihm sein deutsches Wesen zu geben. Wir sind verbunden mit deutschem Boden mit der Treue des deutschen Menschen. Acker und Scholle, Heimat und Sitte ist höchstes Gut derer, die diese Erde zur Ernte bereiten für ein Volk, das sich in Ehrfurcht wiederfand. Säen und Ernten — Wachsen und Vergehen — Sorgen und Danken ist der ewige Rhythmus im Lebenslied des Bauern. Hohe Zeit ist Erntezeit — heilige Zeit ist Werdezeit! Aus: „Wir folgen", Jahrbuch der Jungmädel

Märzarbeit

Früh um ½6 Uhr rasselt der Wecker, und schlaftrunken fahre ich nach alter Gewohnheit noch mit geschlossenen Augen aus dem Bett. Ein Recken — ein Strecken — ein Blick durch die Scheiben; leis schlägt der Zweig der alten Linde gegen das geöffnete Fenster — in der Hofeinfahrt wiegen sich die Kronen der alten Bäume im Morgenwind, aus den Ställen höre ich das Klirren von Ketten, das harte Aufsetzen von Holzeimern, und — ja richtig — auch meine Pfleglinge, die Bewohner des großen Hühnerstalles vor meinem Fenster fangen an, unruhig zu werden — auch sie wollen ihr Futter haben.

Kurz darauf stehe ich im dunklen Kleid, mit großer Schürze und sehr festen Holzschuhen vor den Klappen und Türen des Hühner- und Entenstalles, und bald wimmelt der Auslauf von unserem weißen Federvieh. Während die Hühner sich laut gackernd und zankend über ihren hingestreuten Weizen hermachen, wackeln die Enten mit großer Eile durch das übrige Volk hindurch und watscheln in sauberer Ordnung zum Teich.

Draußen ist es vollends hell geworden, ein neuer Märztag zieht ins Land. Jeden Morgen stehe ich an derselben Stelle einige Augenblicke still, um nach dem Wetter, nach der See und nach dem Treiben des Nachbarn auszuschauen.

Jeden Morgen erlebe ich dieselbe Freude, wenn die rheinländischen Siedler, die vor einem halben Jahre nach Mecklenburg kamen, laut singend ihre Pferde vor ihre rheinischen Kippwagen spannen, wenn die Jungen mit langen Peitschen bewaffnet eifrig umherrennen, und wenn dann immer um dieselbe Zeit alle Siedler gemeinsam — Mecklenburger und Rheinländer — im langen Zug und mit einem frohen Lied zur Feldarbeit hinausziehen.

Acker liegt neben Acker, Stunde um Stunde führen Bauer und Siedler in enger Arbeitsverbundenheit ihren Pflug durch den Boden, glätten mit der Egge die Erde und gehen schließlich mit der Walze über den Acker, um dann mit dem Säen zu beginnen. Fehlt dem einen das Gespann, so springt der Nachbar ein, wird dem Siedler das Pferd krank, so hilft der Bauer aus, sorgt sich mit um das Unglück des andern. — — —

Nachdem das Haus von oben bis unten blitzt, geht es hinaus in den Garten. Nun beginnt die Arbeit am Boden. Die letzte Ecke des Gemüsegartens wird umgegraben, die Frühbeete werden gerichtet, Spaten, Rechen, Hacke und der Schubkarren werden eifrigst gebraucht. Vom Dunghaufen wird der Mist herangefahren, der mit untergegraben wird, im Karren holen wir uns besonders gute, schwarze Erde, die in die Frühbeete kommt. Ab und zu recken wir uns auf, wischen uns mit erdigen Fingern über das heiße Gesicht oder lachen über die Schwielen an unseren Händen. —

Schweigend arbeitet jede in ihrer Ecke. Uns ist das Herz so froh, daß wir nicht reden mögen. Wir spüren bei all dem Schaffen dasselbe wie der Bauer auf seinem Acker: Arbeiten dürfen am Boden, sehen dürfen, wie langsam das Werden und Wachsen anhebt, wissen dürfen, wozu man schafft. —

Wie fern liegt uns das Eilen und Hasten, wie unsinnig scheint uns das Geschwätz über Mode und Tanz! Wir können nur von früh bis zum späten Abend unsere Pflicht tun, oft müssen wir die Zähne zusammenbeißen. Was kümmern uns unsere harten schwieligen Hände, wir sind stolz darauf, denn wir wissen, wofür wir schaffen. Die Arbeit will einfache und anspruchslose Menschen, die ihren Stolz in ihrer Hände Werk sehen.

Nach der Küchenarbeit treten wir während der zweistündigen Freizeit einen Rundgang durchs Dorf an, denn jetzt heißt es, den Siedlerfrauen, die teilweise dem bäuerlichen Leben noch fremd sind, zu helfen. Wir helfen beim Buttern, bei der Käsezubereitung, beim Brotbacken oder — was besonders schön ist — wir bekommen die Siedlerkinder anvertraut.

Auf dem Rückweg freuen wir uns über den weichen Frühlingswind, über das erste Knospen und Blühen, über die Männer, die da so ruhig und sicher über ihren Acker gehen, uns etwas zurufen oder herankommen, um für eine Mitbesorgung in der Stadt u. ä. zu bitten. Wir spüren dann so recht, wie fest diese neue Dorfgemeinschaft gegründet ist, die in einem gemeinsamen Handeln und Sorgen und in einem gleichen Denken wurzelt. Die hier über die Felder gehen, bebauen ihr eigenes Land, schaffen für ihre Kinder, sind Siedler und Bauern auf eigenem Acker...

Unser Weg führt uns an all den neu erbauten Häusern vorbei, die alle dasselbe äußere Gesicht tragen, und die doch von der Verschiedenartigkeit ihrer Besitzer künden. Während der eine Hof schon sauber umgrenzt, der Garten abgezäunt ist, junge Bäumchen gesetzt werden, ist beim Nachbarn noch nicht die notwendigste Arbeit getan, das Wichtigste im Rückstand. — Wir wissen dann um den zähen Fleiß der Menschen, die von früh auf gewohnt sind, Arbeit am Boden zu leisten und um die Sorglosigkeit und Unwissenheit der anderen, die meinen, der Boden schenkt . . .

Aber jedes Mal, wenn wir durch dieses neue Dorf gehen, spüren wir dieselbe Verbundenheit mit diesen deutschen Menschen, die hier einen Kampf aufgenommen haben, um ihren Kindern einmal ein schuldenfreies Stück Land und einen Hof übergeben zu können, oder zum Bauern, der seinen Besitz durch eine schwere Notzeit des deutschen Bauern durchhielt und der heute über seine Scholle schreitet, wie seine Väter es vor ihm taten. —

Nach dem Abendbrot gehen wir noch einmal durch unsere Ställe und schließen ab, sehen im Garten nach, ob kein Gerät liegen blieb, schütten Kohlen auf die Oefen in den Kükenställen, und dann gehen wir mit den Schlüsseln in der Hand noch einmal ums Haus und durch die alte Baumreihe.

Nun kommt noch die Flickarbeit, bei der uns fast die Augen zufallen. Und wie wir dann todmüde die Treppe heraufschleichen und noch einmal über den dunklen Hof sehen, da wissen wir, daß diese Arbeit unser Leben reich macht und ihm einen tiefen Sinn gibt. Wir überdenken noch einmal die Geschehnisse des Tages, überlegen die Pflichten des Morgen und haben eine tiefe Dankbarkeit im Herzen.

Eine Jungmädelführerin.



Mädel im Landjahrheim

Ein Dorf erzählt

Eines Tages brachte das Lokalblatt die Neuigkeit, daß bei uns ein Landjahrheim eingerichtet werden sollte; und kurz darauf kamen schon dreißig Mädel anmarschiert. Sie kamen von der Bahn und trugen viele Koffer und Päckchen, auch Bündel hatten sie dabei, und durchweg hatten sie eine blasse Gesichtsfarbe. Zwar war es uns nicht möglich, sofort mit ihnen in ein Gespräch zu kommen; aber immerhin erfuhren wir so viel, daß sie aus einer rheinischen Großstadt gekommen waren und nun in unserem Dorfe ihr Landjahr abmachen wollten.

Das Heim der Mädel, ein niedriger Backsteinbau, steht auf dem alten Gutshof. Bevor die Mädel eingezogen sind, ist es umgebaut worden. Am Eingang wehen die HJ- und die Hakenkreuzfahne. Sie sind zum Wahrzeichen für das ganze Dorf geworden. Morgens um sieben Uhr werden sie hochgezogen, abends, vor dem Dunkelwerden, werden die Fahnen feierlich wieder eingeholt.

Schon längst vor der Flaggenparade, schon morgens um sechs Uhr, wird es im Heim lebendig. Eine Trillerpfeife ertönt, und es vergehen knappe fünf Minuten, bis die Mädel in Turnanzügen aus dem Haus gerannt kommen. Im Dauerlauf geht's dann zu einer Waldlichtung, die in der Nähe liegt, vorneweg die Leiterin.

Ja, vorneweg die Leiterin! Das ist nämlich durchaus keine muffige Vorsteherin, wie man vielleicht meinen könnte, und auch wir selber haben uns eine solche Heimleiterin natürlich ganz anders vorgestellt. Es ist ein lebhaftes, frisches Mädel, eine BDM-Führerin.

Nach der Flaggenparade bleibt es im Heim eine Weile ruhig. Man sieht nur ein paar Mädel mit einem riesiggroßen Topf über den Hof hin und her eilen. Der Topf ist so groß — es schleppen ihrer viere daran. Ein verlockender Dampf steigt heraus. Es ist das Frühstück.

Das Frühstück dauert etwa eine halbe Stunde. Dann ertönt wieder die Trillerpfeife, die uns schon ganz vertraut ist, und die Sippschaft tritt zur Arbeitsverteilung im Hof an. Die Mädel haben sich Schürzen angezogen, ein Teil trägt grüne, ein anderer Teil blaue und wieder andere tragen braune, genau solche Umhängeschürzen, wie bei uns die Bäcker- oder Schusterjungen tragen. Und um den Kopf haben sie Tücher gebunden, bunte Kopftücher. Ja, das haben sie uns fein abgeguckt.

Die Heimleiterin und ihre Helferin treten nun vor die Mädel. Sie haben auf einem Blatt Papier den Arbeitsplan aufgezeichnet. Montags dauert die Arbeitsverteilung immer etwas länger, weil dann alle Gruppen neu eingeteilt werden. An den andern Tagen dagegen geht es sehr fix. Die Mädel wissen meist schon im voraus, was sie zu tun haben. Wenn es heißt „Wegtreten!", dann holen sie sich flink ihre Spaten, Harken, Besen, Eimer und Schrubber, je nachdem, zu welcher Gruppe sie gehören.

Durch den Zaun kann man sehen, wie im Hof mal ein Möbelstück fabriziert oder mal eine Hauswand angekalkt wird. Andere Mädel wieder sitzen auf einer Bank in der Sonne und sind mit Besenbinden beschäftigt. Dabei singen sie lustige Lieder. Wenn erst einmal eine Gruppe mit Singen angefangen hat, dann singt im Nu das ganze Haus mit. Aus allen Fenstern des Heims spitzen Mädelköpfe heraus, Staubtücher und Putzlappen werden ausgeschüttelt, von der Pumpe wird Wasser geholt, Kehrichteimer werden weggetragen und das alles mit Gesang. Es ist kein gewöhnlicher Gesang, beileibe nicht! Die Mädel singen drei- und manchmal sogar vierstimmig.

Bei schönem Wetter kommen die Mädel, die gerade große Wäsche haben, mit den Wannen aus der Waschküche heraus und waschen im Hof. Sogar die Nähmaschinen haben sie in die Sonne gerückt. Aus dem Hühnerstall kommen Mädel mit

Körben voll Eiern heraus. Mal werden Hühnchen gerupft, mal wird Gemüse geputzt und Einmachobst fertig gemacht, es ist im ganzen ein schöner Betrieb. Nun ist auch die Zeit da, wo das Federvieh gefüttert werden muß. Einige Mädel rennen mit Futterkübeln über den Hof, und alles was da kreucht und fleucht, rennt aufgeregt und hungrig hinter ihnen her. Um halbzwölf Uhr kündigt die Trillerpfeife den Schluß der Arbeit und die Mittagspause an.

Der Eßraum liegt im Erdgeschoß und hat große Fenster. Deshalb ist es uns möglich, ab und zu mal einen Blick hineinzuwerfen. Frisch gekämmt, sauber gewaschen und mit geputzten Schuhen stellen sich die Mädel um die drei langen Tische herum Wir wundern uns immer, wie manierlich die Mädel am Tisch sitzen. In dieser Beziehung haben wir entschieden etwas von ihnen gelernt. Wir legen jetzt zum Beispiel nicht mehr die Arme auf den Tisch und schlürfen auch die Suppe nicht mehr so laut wie früher. Nach dem Essen werden die Teller ordentlich zusammengestellt. Manchmal kann es passieren, daß die Mädel sie nochmals austeilen müssen, weil es beim erstenmal gar zu laut hergegangen ist. Die Tische sind weiß gescheuert und mit vielen Blumen geschmückt. Das sieht sehr appetitlich aus.

Nun geht es schleunigst in die Betten, und für die nächsten eineinhalb Stunden schläft das ganze Heim einen gesunden und wohlverdienten Mittagsschlaf.

Der Nachmittag ist der Schulung gewidmet. Das scheint eine recht vielseitige Sache zu sein, und wir Dorfbewohner haben lange gebraucht, bis wir herausgekriegt haben, was es denn da drinnen eigentlich zu studieren gibt.

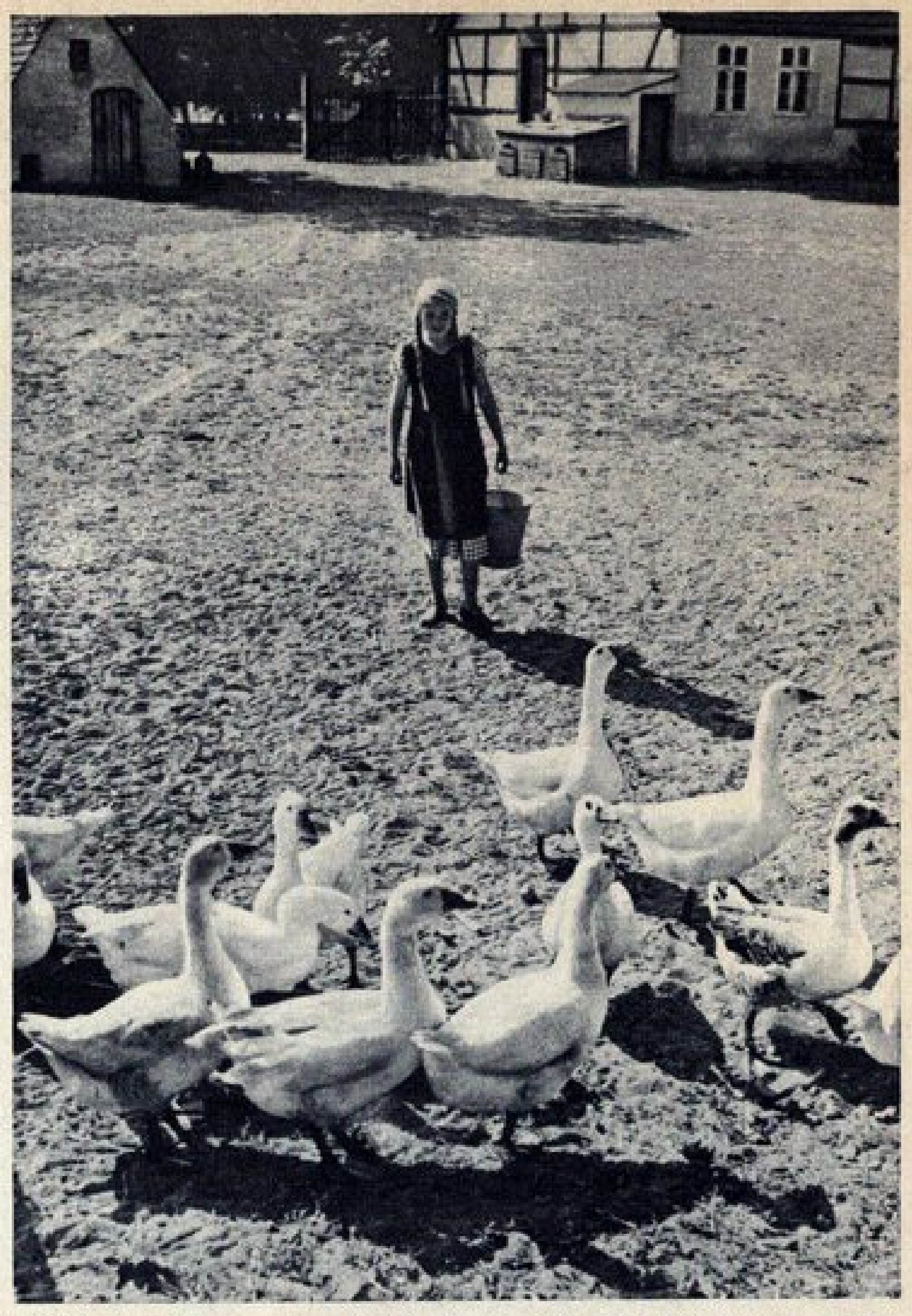
Die erste Stunde von zwei bis drei Uhr bleibt sich immer gleich. Die Mädel sitzen mit einer Handarbeit im Speisesaal und ein Mädel liest dazu aus einer Zeitung vor. Manchmal sind es wohl sehr schwierige Dinge, die vorgelesen werden; denn wenn wir auch nicht verstehen können, was die Heimleiterin sagt, so können wir doch aus ihren Bewegungen genau erkennen, daß sie den Mädeln etwas erklärt. Mitten beim Lesen fragt sie oft dieses oder jenes Mädel etwas, wahrscheinlich um zu kontrollieren, ob alle folgen können. Zum Schluß fragt sie immer, was die Mädel über das Vorgelesene denken. Dann gibt es immer einen großen Lärm, und es wird alles laut erörtert. Einige Mädel schreiben dabei etwas in ihre Heftchen hinein. Man sagt, daß das die Fremdwörter seien und ihre Erklärungen.

Bei dem zweiten Teil kommen wir Dorfbewohner oft nicht aus dem Staunen heraus. Man kann sich denken, wie neugierig wir unsere Nasen durch das Drahtgitter des Zaunes gesteckt haben, als die Mädel zum erstenmal Volkstänze übten. Wenn sie tanzen, dann singen sie schöne Lieder dazu, und — ob ihr es glauben wollt oder nicht! — die Helferin setzt sich mir nichts dir nichts auf die Erde und spielt Ziehharmonika.

Einmal sitzen wir nachmittags zu Hause, und plötzlich kommen die dreißig Mädel in ihren karierten Dirndlkleidern durch die Straßen marschiert. Unterm Arm tragen sie ihre Badebündel. Natürlich! Alles, was Zeit hat, und besonders die Jugend, rennt hinterdrein. Die Mädel haben doch wahrhaftig sofort den schönsten Badeplatz ausgekundschaftet. Geschwind ziehen sie sich aus, legen ihre Kleider ordentlich nebeneinander, und dann geht's ins Wasser. Zuerst kommen die Nichtschwimmerinnen an die Reihe. Die Heimleiterin erteilt ihnen richtigen Schwimmunterricht. Wir haben genau verfolgen können, wie das Häuflein der Nichtschwimmerinnen täglich zusammengeschmolzen ist. Schließlich sind es nur noch drei oder vier Mädel gewesen, die noch nicht schwimmen konnten.

Bei Regenwetter wird im Werkraum gebastelt; oder die Heimleiterin liest den Mädeln etwas vor, einige schreiben in ihre Tagebücher. Damit sie auch das Rechnen und Schreiben nicht verlernen, kriegen sie manchmal etwas diktiert oder Rechenaufgaben gestellt... Und Denkaufgaben haben sie, bei deren bloßem Anhören uns schon der Kopf raucht.

Bestimmt seit die Landjahrmädel bei uns sind, haben wir Dorfbewohner oft was zu staunen!



13 500 Mädel werden 1936 durch die Landjahrlager erfaßt



Aufnahmen: Hoffmann

Von deutscher Bauernnot

Die zunehmende Versklavung des Reiches zusammen mit einer unsinnigen Steuerpolitik belasteten die deutsche Landwirtschaft in einem Maße, daß sie bereits 1928 eine Schuldenlast von 15 Milliarden trug. Die Regierung tat nichts, um zu helfen. Man nahm im Gegenteil den Bauern jede Möglichkeit, diese Schulden einmal abzudecken. Die Grenzen wurden für Unmengen von ausländischen Lebensmitteln geöffnet, die natürlich die Preise drückten und bald ein Ueberangebot von landwirtschaftlichen Erzeugnissen schufen, bei dem deutsches Getreide, deutsches Vieh, deutsche Butter und Eier kaum noch abgesetzt werden konnten.

Die Bauern hatten keine Einnahmen mehr. Sie konnten natürlich Steuern und Schulden nicht bezahlen, die Lasten häuften sich, und die Höfe wurden vom Finanzamt versteigert. Zuerst wurden die gefährdetsten, wirtschaftlich an sich schon ärmsten Gebiete davon erfaßt. Das waren die an der Grenze und der Osten. Polen und Litauer erwarben hier das Bauernland nur zu billig.



Die Bauern sammeln sich, sie wollen ihr Recht verteidigen. Demonstrierten sie im Anfang nur gegen die Steuerbelastung und andere mehr materielle Dinge, so erkennen sie bald, daß es im Grunde um viel mehr geht, um die Idee und den Gedanken des Bauerntums überhaupt, um die Scholle, um die Heimat.

Es ist keine Organisation, die sie zusammenhält, — und doch sind sie überall tätig, überall da. Die schwarze Fahne mit dem Bundschuh weht wieder vor einem verzweifelten und zum letzten entschlossenen Bauernheer. Sie haben keine Waffen und brechen nicht mit Gewalt die Kraft des Feindes. Aber überall, wo ein Hof versteigert werden soll, stehen die stummen, unheimlichen Massen der Bauern und hindern nur durch ihre Gegenwart. Ueberall, wo Vieh gepfändet werden soll, sind sie da.

Der Staat spürt die wachsende Macht, kann nichts fassen, versucht Verhaftungen, verurteilt, — die Front der Bauern wird nur stärker. In Neumünster geht Polizei mit der blanken Waffe gegen die Bauernversammlung vor, der folgende Prozeß läßt ganz Deutschland aufhorchen. Aber geholfen wird nicht. Da krachen überall die Bomben. Sie sollten niemand verletzen, sie sollten nur aufwecken, nur aufrütteln.

Die Regierung greift nun mit rücksichtsloser Schärfe ein. Im Altonaer Prozeß wird Klaus Heim, der stärkste Führer, und seine Kameraden zu langen Zuchthausstrafen verurteilt. Gesetze mußten dazu umgewandelt werden. Es gab keinen rechtlichen Grund gegen sie.

Immer stärker erkennen die denkenden Teile der Bauernbewegung, daß im Nationalsozialismus, in der Bewegung Adolf Hitlers, die einzige Möglichkeit auch zur Verwirklichung ihrer Ziele liegt. Sie erkennen, daß eine klare politische Haltung notwendig ist, daß eine starke Front geschaffen werden muß. An die Stelle der schwarzen Fahne tritt das Hakenkreuzbanner, Führer der Bauern wird Adolf Hitler, ihr Ziel ist nicht mehr einzig und allein die Bauernbefreiung, ihr Ziel wird die Freiheit des Reiches.

Die Zwangsversteigerungen sprechen am deutlichsten von der Not der deutschen Bauern unter der Systemherrschaft

Aufnahme: Scherl

Der Hof

Und dies ist die Welt, die Liese kennt: Hof und Garten, weite Felder, Wald und See. Was sonst noch ist — die Stadt, in der sie zur Schule geht, die hastenden Menschen dort —, gehört ihr nicht zum richtigen Leben. Sie hat sich das noch nie überlegt, aber sie weiß es. Und wenn irgendwo das Wort „Heimat" ausgesprochen wird, sieht Liese den See, über den die kleinen Wellen tanzen, sieht den Sternenhimmel über den dunklen Baumspitzen, spürt den guten Geruch der Erde, wenn Vater pflügt.

In der Schule steht sie abseits. Die andern, die Stadtmädel, kommen nicht zurecht mit ihr, weil sie anders ist als ihre Klassenkameradinnen. Liese hat immer ein bißchen rissige Hände und riecht nach Land und Pferden. Man kann mit ihr nicht über all die kleinen Nichtigkeiten sprechen, die die Mädel aus der Stadt beschäftigen. Lieses helle Augen blicken dann so seltsam verständnislos, und nach einer Weile sagt sie irgend etwas, womit sie nichts anfangen können. Etwa: „In diesem Jahr wird es viel Kartoffeln geben —." Oder: „Du müßtest Suse kennen, — Suse ist das klügste Pferd, klüger als viele Menschen —." Und seit die Mädel wissen, daß Liese die Nachmittage lang auf dem Feld arbeitet, daß sie Schweine füttert und das Federvieh besorgt, seit sie dies wissen, sprechen sie kaum noch mit ihr.

Liese hat sich daran gewöhnt. Es gleitet von ihr ab, denn sie weiß, daß ihre Welt eine andere ist. Es ist ein hartes Leben, das die masurischen Bauern führen. Arm und karg ist der Boden. Alle Hände müssen mithelfen, und Liese weiß das. Sie fühlt keine Schwere dabei und keine Unlust. Es ist ja ihre Heimat und ihr Hof, wofür sie schafft. Ein Gedanke steht über ihrem Leben: wenn ich groß bin — wenn ich Mutter alles abnehmen kann!

Aber dieses eine spürt Liese: Daß sich eine große dunkle Wolke vor das Leben schiebt. Viel Lachen und Reden kannte man nie auf dem Hof, dazu ist die Art der Bauern zu schwer und zu ernst. Aber jetzt hört es ganz auf. Liese sieht, wie die Mutter immer blasser und müder wird, und strengt ihre kleinen Kräfte an, ihr zu helfen.

Der Vater ist oft in der Stadt, und wenn er zurückkommt, hat er böse Augen und eine laute Stimme. Dann war er auf dem Finanzamt, dann ging es um dieses Schreckliche, das Liese nicht versteht, — um Geld und um Steuern. Und einmal hört Liese, wie der Vater aufstöhnt: Sie werden nicht ruhen, bis sie uns vom Hof gejagt haben! Da faßt sie eine große Angst: Vom Hof jagen, — das geht doch nicht, — es ist doch ihr Hof?

Sie nimmt sich vor, Heiner danach zu fragen. Heiner — der ist auch anders geworden. Sonst hatte der große Bruder immer Zeit für sie, jetzt ist er abends kaum noch da. Liese bringt ihm das Vesperbrot aufs Feld und grübelt vor sich hin. Warum wird alles so anders? Warum sind Vater und Mutter so in Sorge? Warum hört sie so oft von Not und Elend? Warum hat Heiner so ein kantiges Gesicht und so zornige Augen bekommen?

Wie sie jetzt zu ihm kommt, hört er nicht auf mit dem Pflügen. Früher, da war dies auch anders; da durfte sie einmal herumpflügen, während Heiner nur die Zügel hielt und ab und an den Pflug zurecht rückte. Dann sangen sie wohl auch, und er wußte immer eine Geschichte und ein gutes Wort für sie... Jetzt, — er schaut nicht auf. Sie trottet hinter ihm her, spürt die gute, duftende Erde, hört wieder Vaters Stimme: „Vom Hof jagen — — —!" und ein Würgen steigt ihr in den Hals.

„Heiner, warum hörst du nicht auf?" — „Keine Zeit, Liese, ich muß heute abend früher fertig sein, ich habe Dienst." — „Dienst", was ist das? Wo dient Heiner und wem? Der Bruder hält plötzlich mit einem Ruck das Gespann an, — „Liese, nicht bloß bei uns ist Not, — nicht bloß uns wollen sie vom Hof haben —", mit einer weiten Handbewegung weist er über das ganze Land —, „überall ist es so, hier bei uns, bei denen drüben, — und dort auch; im ganzen Reich, Liese. Sie wollen nicht uns kaputt machen, und Jakuhns und Lemkes, sie wollen Deutschland vernichten. Wir sind bloß ein kleiner Teil. Uns allen wollen sie die Heimat nehmen!"

In dieser Nacht kann Liese nicht schlafen. Herbststurm rüttelt an den Fenstern; es regnet, und Liese denkt an den Bruder: — wo ist er, — wo tut er „Dienst"? — Und wer ist dieser furchtbare Feind, der sie vernichten will? Sie? Deutschland hat Heiner gesagt, — und das ist das Neue, das Liese in ihrem Denken zu groß und fremd ist. Das geht doch nicht, das kann doch nicht sein? Was Heimat und Zuhause ist, weiß sie. Daß man ihr das nehmen will, — „man", das Geld und die Steuern, — das hat sie in den letzten Wochen gelernt. Aber Deutschland?

Ein Brausen ist vor ihrem Fenster, — der Sturm? Nein, Stimmen, Rufe, jetzt versteht sie es deutlich, — ein immer wiederkehrendes Rufen: „Deutschland erwache!" Dann wird es still. Unten geht die Haustür, Heiner ist zurückgekommen.

Am andern Tag muß sie ihn fragen: „Wer hat Dir das gesagt — von Deutschland? Wer will es haben, daß Du Dienst tust? Und warum?" Heiner schiebt sie schweigend durch seine Zimmertür, weist ihr ein Bild: „Das ist unser Führer", zeigt ihr ein rotes Tuch mit einem seltsamen Zeichen in der Mitte, — „so sieht unsere Fahne aus. — Und warum, Liese? Weil Deutschland uns braucht". —

Noch ehe es richtig Winter ist, müssen sie vom Hof. Liese begreift nichts. Sie kann nicht weinen, sie weiß keine Worte. Sie stützt die Mutter und sieht nicht zurück, als der Wagen sie zur Stadt bringt. Der Vater ist so ruhig, daß man Angst hat vor ihm, und Heiner ist fort.

Das ist das schlimmste, daß nun niemand da ist, der ihr auf alle Fragen Antwort gibt; und es gibt doch so viel, das Liese nicht begreift. Suse ist noch da, das Pferd. Man kann seine Arme um den Hals des Tieres legen und sein Gesicht an das glatte warme Fell drücken. Dann kann man die Augen zumachen und denken, alles sei nicht wahr, und man sei wieder zu Hause. Aber dann ist eines Tages Suse auch fort, und der Vater fährt aus seinem Brüten auf: „Laß mich in Ruh, Du weißt doch, daß wir nichts mehr behalten dürfen!"

Liese läuft durch die Straßen und sucht den Himmel, sucht Acker und Weite. Aber es bleiben überall Steine und Menschen und Lärm. Abends in ihrer Kammer liegt sie lange ohne Schlaf und sieht ins Dunkle. „Warum?" — und immerzu denkt sie an Heiner. Der tut nun irgendwo Dienst, — Dienst für den Führer, für Deutschland. Sie wird wieder ein wenig froher, als sie an den Bruder denkt, und sie versucht, den Eltern davon zu erzählen. Der Vater hört nicht zu, — aber die Mutter, die nun schon lange krank liegt, streicht ihr leicht übers Haar: „Wir wollen hoffen, Liese, . . ." Da weiß das Mädchen, daß die Mutter dasselbe denkt und glaubt wie sie.

An einem klaren, kalten Winterabend steht Liese an der Straße eingekeilt zwischen Menschen und wartet. Verirrte Klänge kommen zu ihr, scharfe Takte der Marschmusik, — und dann biegt ein langer Zug SA um die Ecke. Das rote leuchtende Fahnentuch bauscht sich im Wind, feste Fäuste umklammern den Schaft. Heiner trägt die Fahne. Liese fühlt, wie ein glühender Strom durch sie geht. Heiner hat wieder helle, scharfe Augen. So sah er zu Hause über die Felder, — so sah er nach den Wolken und den ziehenden Vögeln, — und Heiner trägt jetzt die Fahne. Ganz groß werden Lieses Augen, und alle Angst, alles Nichtverstehen dieser letzten Zeit fällt von ihr ab. Nur diese Fahne ist noch da, und der Name, den Heiner ihr sagte: Adolf Hitler.

Durch die dunklen Straßen geht Liese nach Hause, zur Mutter. Sie sitzt an ihrem Bett und hält ihre schmalen, kranken Hände. „Mutter", sagt Liese, „Mutter, Heiner trägt die Fahne, — und die Fahne ist Heimat, und Deutschland zugleich. Der Führer wird die Not zwingen, — auch unsere Not, Mutter. Wir müssen nur glauben."

In dieser Nacht träumt Liese wieder vom Acker, vom Wald und vom See.

Inge Klamroth



Im Salzburgischen hatte der Ahn seinen Hof. Dem Bischof von Salzburg war er lehnspflichtig mit dem Zehnten zu Michaelis. Er ist ein getreuer Mann gewesen, der Pauli, ein rechtschaffener Hausvater und ein Bauer, wie nur einer. Als er noch ein junger Bursche gewesen, hatte er manche Fahrt gemacht und war weit durch die Lande gekommen. Vieles hatte er gesehen; seltsame und fremde Gegenstände verwahrte er in seiner geschnitzten Truhe. Auch wußte er manche sonderbare Geschichte zu erzählen. Seine Freunde sagten, der Pauli sei manchmal etwas wunderlich im Kopfe.

Auf einer Salzfahrt nach dem Norden war er auch einmal an das Ostmeer gekommen. Von dort hatte er ein Stück Bernstein mitgebracht. Eine Welle hatte es an Land geworfen, und als er es gegen die Sonne hielt, sah er, daß zwei Mücken mit zierlichen, schillernden Flügeln darin eingeschlossen waren. Sein Gastfreund schliff ihm das Stücklein glatt und freute sich, wie der Fremde mit staunenden Augen die kleinen Tiere in dem Stein bewunderte.

Das lag nun alles weit zurück, aber in seiner Seele stand die Erinnerung daran noch frisch und lebendig, und oft erzählte er abends den Seinen davon. Niemand aber lauschte dem Pauli so andächtig, wie das Annele. Das Annele war von seinen Kindern am meisten nach ihm geraten.. Oft hielt er mit dem Kinde Zwiesprache, und der Mann und das Dirnlein redeten ernsthaft über Himmel und Erde, über Tiere und Blumen. Die Mutter ließ sie gewähren; hatte sie doch selbst ihre Freunde an den wunderlichen Geschichten der beiden.

Als der Pauli nun einmal sein Bernsteinstückchen vorwies und die Augen seines Kindes so eindringlich nach dem Woher und Warum fragten, hob er das Annele auf seine Knie und erzählte:

„Da schau, die beiden kleinen Mücken in dem goldenen Stein, die habe ich da oben gefunden am Meer. Sieh recht zu, und du wirst erkennen, daß das keine gewöhnlichen Mücken sind, wie sie bei uns zu Tausenden umherfliegen. Schau einmal, was sie für schimmernde Flügelchen haben, die sind aus lauter hauchzarten Diamanten gesponnen. Dafür sind es aber auch nicht immer Mücken gewesen.

Da oben am Meer hat vor langen Jahrtausenden ein großer Wald gestanden. Ein mächtiger König, der glücklich und stolz mit seinem Volk lebte, hat über das Land geherrscht. Weil aber der König und seine Krieger so mächtig und weithin gefürchtet waren, wagte sich kein Feind heran. So war tiefer Friede im ganzen Land. Der Bauer pflügte in Ruhe seinen Acker, und alles gedieh prächtig. Nur die jungen Burschen wurden es müde, immer nur von dem Waffenruhm der Alten erzählen zu hören und selbst tatenlos sein zu müssen. So suchten sie Händel mit den Nachbarn. Da sie aber die Stärkeren waren, machte ihnen der ungleiche Kampf keine Freude, und sie zogen aus, um Abenteuer zu suchen.

Der König und seine alten Recken blieben allein zurück mit den Kindern und Frauen des Volkes. Lange blieben die jungen Männer aus. Es dauerte nicht lange, bis die feindlichen Nachbarn merkten, daß der König und seine Recken alt und des Kampfes müde waren und für sie die Zeit gekommen war, um in die Marken einzufallen. Des Königs junge Tochter aber sprach: „Vater, ich will gehen, unseren jungen Kriegern Kunde zu bringen, daß sie kommen und ihre Pflicht tun." Der Alte wollte das Mädchen nicht ziehen lassen, denn er fürchtete, sie würde im Wald umkommen. Doch da stellte sich ihr junger Bruder, den die Männer als halben Knaben nicht hatten mitnehmen wollen, an ihre Seite, und versprach, die Schwester sicher ins fremde Land zu geleiten. So ließ der alte König sie ziehen.

Sie machten sich sogleich auf den Weg und gingen gen Süden, wohin sich die Ausziehenden gewandt hatten, gen Süden, wo Abenteuer und fremde Länder von ungeahnter Schönheit lockten. Noch waren sie nicht weit gekommen, da trafen sie auf einen Trupp feindlicher Späher; bevor sie sich verbergen konnten, fiel ein Hagel von Pfeilen über sie her. Das Mädchen sank schwer getroffen leblos zur Erde.

Auch der Königssohn wurde verwundet. Doch er schleppte sich weiter, um die Brüder zu suchen. Eine kleine schimmernde Mücke mit diamantenen Flügeln setzte sich auf seine Hand. Er wußte, es war die Seele der Schwester, die ihr Gelöbnis erfüllen wollte, und so trug er sie mit. Er wurde wieder froh in seinem Herzen und ging weiter. Doch mehr und mehr schmerzte ihn die Wunde, auf die er bisher kaum geachtet hatte.

Immer wieder mußte er rasten, und immer länger saß er ruhend am Weg. Schließlich erlahmten seine Kräfte ganz, und er lag still, schaute in den Himmel hinauf und wartete auf den

Tod. Plötzlich fühlte er, wie alles Schwere sich von ihm löste, und wie sich zwei schimmernde Flügel der sinkenden Sonne entgegenhoben.

Nun schwebten zwei schimmernde Mücken und regten die Flügel, bis es dunkel war und sie todmüde auf dem Stamm eines alten Baumes niedersanken. Der Sturm kam mächtig von der See, strich durch die Kronen und knickte die jungen Stämme mit gewaltiger Kraft. Die Seelen der beiden Königskinder aber wollten nicht eher ruhen, bis sie den Kriegern nicht Kunde vom Kampf um die Heimat gebracht. Sie lauschten dem Toben des Sturmes und des Meeres, und es schien ihnen, als kämen die Wogen näher und näher. Dann spürten sie nichts mehr, — das Herzblut des Baumes war golden über sie geronnen und hatte sie eingeschlossen für alle Ewigkeit; das Meer kam und deckte sie zu und mit ihnen den Wald und das ganze Land.

Wieder nach langen Jahren wich die See zurück und gab das Land langsam Zoll um Zoll wieder frei. Der König aber war tot, und die Kinder seines Volkes sind noch nicht heimgekehrt. Manche sind in fremden Ländern geblieben und haben dort neue Heimat gefunden, manche sind verdorben und gestorben, wenige sind zurückgekehrt. Die beiden Seelen aber rufen noch immer. Sie sind im goldenen Bernstein geborgen, damit sie ihren Schwur lösen können."

So hat es der Ahn dem Annele erzählt, und von da an hat das Annele immer von der Düne geträumt, von den Silberdisteln und dem Meer, aber es hat sich das alles nicht recht vorstellen können. Es hat einmal seinen Bruder darum gefragt; aber der hat es auch nicht gewußt. Sie fragte noch einmal den Vater; der meinte, sie könne ihm schon glauben, es hätte sich alles so zugetragen; er wüßte gewiß, daß es noch immer ruft und heimzieht.

Da hat das Annele sich zufrieden gegeben und hat mit der Zeit den Bernstein vergessen, der in der Truhe lag. Es gab wahrhaftig anderes zu denken. Sie war nun erwachsen und sah mit wachen Augen, wie der Vater und viele andere vom Bischof hart behandelt wurden. Eines Tages mußten sie fort von Haus und Hof; denn sie vermochten es nicht, ihrem Glauben abzuschwören. In dieser Zeit fiel ihr wieder das Bernsteinstückchen mit den schimmernden Tierchen in die Hand, und sie faßte wieder Mut. Hatte doch der Herr jenes Dünenlandes ihnen es als neue Heimat geboten. Das Annele sah auf den Stein in ihren Händen. „Vielleicht ruft ihr auch mich; vielleicht war einer eurer Söhne auch mein Urahn", dachte das Annele, und es ward ihm ganz feierlich zumute. Fortan trug es den Bernstein an einem silbernen Kettchen um den Hals.

Viel später, nach beschwerlicher Wanderung, hat das Annele wirklich einmal das Meer und die Düne gesehen, und was es dabei gedacht haben mag, weiß ich nicht, denn gesagt hat es zu keinem etwas. Nur seinem Sohn hat es, als er in den Krieg zog, seine Kette umgetan und ihm die Geschichte vom Ahn erzählt . . . Und als das Annele sich zum Sterben hinlegte, hat man ihm versprechen müssen, das Schmuckstück wohl zu hüten. Immer der älteste Sohn sollte es seiner Braut zum Verspruch geben, damit sie der Heimat die Treue hielten.

Und so ist es geschehen. In Masuren und im Oberland, an der Weichsel und im Samland haben Anneles Söhne gesessen. Alle haben dieselbe Liebe zu der weißen Düne am Meer mit den herben Disteln und dem Thymian gehabt. Einmal ist einer ausgewandert; er ist nach langen Jahren wiedergekommen. Die Annele hat Recht gehabt; der Stein bringt den Träger immer wieder.

Nur der Letzte ist nicht mehr heimgekommen, er ist in Flandern geblieben. Er hat den Bernstein nicht mehr zurückbringen können, aber er brauchte es auch nicht. Denn er ist einer von denen gewesen, die der Heimat die Treue hielten. So erfüllte er das Gelöbnis der Königskinder.

Ein Ostlandmädel.



Jungmädel erzählen

WHW-Sammlung in Tientsin

Punkt 1/210 Uhr kommen die Trucks angebraust, mit denen wir heute in Tientsin herumgefahren werden, um Pakete für das Winterhilfswerk abzuholen. Im Schulhofe stehen schon einige Wagen, die von den Jungen sofort untersucht werden. Der eine setzt sich ans Steuer, der andere hupt, ein dritter untersucht den Kühler, und unzählige tanzen oben auf dem Wagen herum. Der Truck ist gut gefedert, und wenn die Jungen darauf herumspringen, wippt er wundervoll.

Einer nach dem anderen kommt an, bis zuletzt nur noch Gudrun fehlt. Obwohl wir ihr gestern gesagt haben, daß wir „Hackebraten" aus ihr machen, wenn sie zu spät kommt, ist sie immer noch nicht da. Sie hat die Zettel der Leute, von denen wir die WHW.-Pakete abholen wollen, und ohne Anschriften können wir nicht anfangen. Gerade wollen wir sie abholen, da kommt sie auch schon ganz gemütlich und meint, wir sollten uns doch nicht so aufregen, es wäre ja noch gar nicht spät.

Wir werden auf zwei Trucks verteilt, bekommen den ersten Truck unter Führung von Peter und haben die Deutsche Konzession abzuklappern. Wir führen die Fahne mit, die anderen die zwei Wimpel. Unser Truck ist natürlich der schönere, denn wir haben ja auch etwas ganz Besonderes, auf das wir alle stolz sind: Wir haben einen „Renommierpimpf".

„Achtung!" ruft Peter, und schon geht es los. Wir fahren zuerst in die deutsche Konzession. An der nächsten Ecke wird Halt gemacht, die Zettel mit den Anschriften werden verteilt, und wir laufen dabei nach allen Richtungen auseinander. Bald kommen wir mit Paketen zurück, die mit viel Krach und Getöse auf den Truck geladen und sofort begutachtet werden.

Auf Peters Kommando läuft auch unser „Renommierpimpf", was er nur laufen kann, und bringt nach kurzer Zeit ein großes Paket angeschleppt. Er stöhnt furchtbar, aber er läßt es sich nicht abnehmen und wehrt sich energisch, als ein anderer ihm helfen will. Er ist stolz, daß er als erster wieder da ist, aber er zeigt es nicht. Gelassen nimmt er das Lob hin und verzieht keine Miene.

Drei Straßen sind abgegrast. Erich bemerkt, daß ein kleiner Bengel immer hinter unserm Truck herläuft. Er gehört nicht zu uns, aber an seinen Augen kann man sehen, daß er furchtbar gerne mitmachen möchte.

„Darf er bis zu seinem Haus mitfahren?", bittet Erika. „Natürlich", und schon sitzt der Bengel oben und schreit vor Begeisterung mit, denn ein riesengroßes Paket ist in Sicht. An der nächsten Ecke bekommt er auch einen Zettel, und später denkt er gar nicht daran, an seinem Haus auszusteigen; auf dem Truck gefällt es ihm viel besser. Immer mehr Pakete werden herangebracht. Wenn manchmal eins nicht gut verpackt ist, gucken wir schnell hinein. Da finden wir fast immer schöne, warme Sachen; einmal entdecken wir sogar eine feine Pelzjacke, einen guten Mantel und rote Schuhe.

Von weitem sehe ich schon einen Pimpfen aus dem Hospital kommen. Er schleppt ein großes Bündel mit. Auf einmal — o weh — platzt das Paket, und weiße Wäsche fällt auf die Straße. Kleiner Zwischenfall . . .

So geht es von einer Straße zur andern. Ueberall werden wir freundlich aufgenommen und bekommen Bündel und Pakete. Stolz verkünden wir, wer ein besonders großes Paket gegeben hat.

Wir stehen gerade an einer Ecke und warten auf das letzte Paket. Wir wollen weiter und haben keine Lust mehr zu warten. Da meldet einer: Eine „Dame" in Sicht. — Diese „Dame" kommt mit leichten Schritten näher. Wir kennen sie und können sie alle sehr gut „leiden". Lautlose Stille ist auf dem Truck. Alle gucken. Jeder merkt, daß etwas in der Luft liegt. Was ist denn los? Einer muß doch etwas sagen! Da ruft Peter der „Dame" auch schon zu, ob sie uns denn nicht helfen wolle. „Nein, danke", tönt es hart zurück. Wir brechen in ein schallendes Gelächter aus, und die „Dame" geht schnell fort.

In der Hauptstraße erregen wir Aufsehen. Wir sind sehr stolz auf unsere Fahne, die im Wind flattert. Alle haben wir unsere Diensttracht an. Die weißen Blusen der Mädel leuchten. Sonst grüßten uns viele mit „N'abend", wenn wir „Heil-Hitler" sagen; aber heute fliegt bei allen der Arm hoch, und sie erwidern unsern Gruß „Heil Hitler", der ihnen vielstimmig vom Truck zugerufen wird.

Auf der Rückfahrt treffen wir zwei Pimpfe vom zweiten Truck. Wir stellen mit Hurra fest, daß wir mehr gesammelt haben als die anderen. Bevor wir uns trennen, rufen wir uns zu: „Auf weiteren guten Erfolg".

Zwei Stunden später sind wir wieder am Sammelplatz, nun fangen wir an, die Sachen abzuladen. Zunächst müssen wir unsere eigenen Mäntel herausfinden, damit sie nicht auf die Winterhilfe kommen; diese Opferbereitschaft wäre unseren Eltern bestimmt nicht recht! Aber den Schal eines Jungen können wir nicht wiederfinden. Er macht sich zwar nichts daraus, aber seine Mutter wird weniger erbaut davon sein.

Unser Truck fährt nun zurück in die deutsche Konzession, wo alle Jungen und Mädel abgeladen werden. Wir fanden es alle wunderschön. Es hat uns stolz gemacht, daß wir uns so für unsere Volksgenossen in der Heimat einsetzen konnten. Am liebsten gingen wir nun jeden Sonntag sammeln. Aber leider können wir es nur noch einmal in diesem Jahr tun, und darauf freuen wir uns schon alle!

Ein Jungmädel aus Tientsin.

Bei unserm alten Türmer

So steinern und schwer beweglich ist das gute, alte Münster, so voller Merkwürdigkeiten steckt es, voll seltsamer Dinge und Menschen. Wir hatten es nicht glauben wollen, daß oben auf dem Lambertiturm noch so ein richtiger alter Türmer sitzt und um Mitternacht die Stunde bläst. So sind wir eines Tages mit der ganzen Jungmädelschaft hinaufgeklettert und haben beim Türmer gesessen.

Der Alte hat sich bännig gewundert, als er uns da oben bei sich hatte. Da ist er in die Turmstube gegangen und hat uns das seltsame Giebelwerk gedeutet. Er hat uns von der grausamen Zeit der Wiedertäufer erzählt, als wir nach der Bedeutung der eisernen Käfige fragten, die am Turm aufgehängt waren.

Unten die Stadt lag schon im Dämmern, als wir in der engen Turmstube um den abgeschrubbten Tisch saßen. Der Alte war schon mitten drin im Erzählen. Wir hörten von Jan van Leyden, Krechting und Knipperdolling und von der Zeit der rauflustigen und glaubenseifrigen Bischöfe, an denen Münster immer reich gewesen ist. Wir hörten von dem streitfrohen Adel, von den Höfen der Königsstraße und von der grünen Gasse, in der einmal die Pest und der Tod so schrecklich gehaust hatten, daß die Straße ausgestorben war, so daß das Gras zwischen den rumpligen Kopfsteinen wuchs.

Das hat den Abend lange gedauert mit dem Zuhören. Meine Ecke war so „prökdelig" und doch gemütlich warm. Ich mußte immer wieder das messinggebogene Ding an der Wand anstaunen, das Horn, in das er auch heute wieder blasen würde. Vorsichtig, wie man ein zerbrechliches Ding anfaßt, ging es von einem Jungmädel zum andern. Zum Schluß legte der Türmer es bedächtig auf seine Knie, drehte die Schnur um seine Hände und ließ das Licht auf das Metall fallen. Dabei erzählte er diese alten, „verschossenen" Geschichten wie einer, der vor sich hin spricht.

Kennst du sie nicht mehr, die Geschichte vom alten Wibbelt und vom „Profiserken“ aus der Tuckesburg? Hanne lehnt in dem niedrigen Turmfenster und läßt ihre Beine gegen die weißgekalkte Wand baumeln. Wir sehen alle zum erstenmal in unserm Leben die Stadt in ihren eigenen Merkwürdigkeiten begraben unter uns liegen. Der Alte weiß das so gut wie wir: trotz der Kinos, der Lichtreklamen, der lauten Variétés, steht über allem das Beständige des so „störrischen“ Münsterländers. Da und dort in den alten Straßen mit den hohen Giebeln wird noch immer das gleiche gute Bier gebraut, und da sitzt irgendwo noch ein alter Wagenfeld, der es den anderen sagen mag: Wo Isen lig un Eeeken waßt, da waßt auk Lüh de daobi paßt; da sitzt irgendwo noch einer, der seine Wiedertäuferkrüge formt. Solange noch der „olle Ziegenbaron bi'm ollen Türk sitt un de olle Jiäßze nao Hülshoff pattked t'on Strümpe stoppen, solange levt düse olle Schlag noch“.

Ihr müßt dafür sorgen, daß da unten in den Giebelhäusern, in den merkwürdigen Menschen, immer auch die urwüchsige und unverwaschene Art wach ist. Laßt ruhig den Fremden an eurer Sprache herumrätseln und eure verschlossene Art suchen, — genau so wie es der alte Landois machte. — Wer war das?

Und nun geht er nicht ab von diesem Menschen und seiner Geschichte, die in Münster lebt. Wir hörten zu, rückten an das „lütje Oefken“ heran, und ob er nun erzählt bis Mitternacht . . . wir hören zu.

„Davon, daß der Landois jedeenen kannte, davon weiß ich was zu sagen. Ich war damals noch ein Junge, und mächtig interessant war dieser große Mann mit dem Krückstock und der Pfeife im Mund. Das ging damals so um von wegen des neuen zoologischen Gartens und der Wissenschaft. Jau, der Landois, das war ein echter Münsterländer, graod und staoht! He hät sick van nix umbiegen laoten.

Er soll ja auch der geistlichen Wissenschaft gepflogen haben, aber da ist dann später nix daraus geworden, weil das dem Jungen schon „leige“ im Blut gelegen hat und seine Sprache nicht für die Kanzel war. Das wäre was gewesen, hätte der Landois auf der Kanzel gestanden und hätte eine Predigt gehalten über „In Minimis natura maxima . . .“ und hätte das alles „haudütsch met de plattdütschke Snute“ gesagt, dann hätte ihn der Prälat samt des „Kyllinders“ seines würdigen Amtes „enthoben“.

So hatte er denn das „Köppken“ anderen Dingen zugewandt: da hat das münstersche „Profiserken“ den „Franz Essing“ geschrieben und seine Naturwissenschaft in die Schulen gebracht . . . und hat die Geschichte des „Jan van Leyden“ den Leuten zeigen lassen. — Das ist wirklich so ein sonderlicher Mensch gewesen — — Profiserken und Poet dabei und ein Narrenspieler.

„Ick weet dat ja nich, ick bin daotomaolen men en lüttjen Jung west, men mine Moder saogde mi, dat dem Landois sine Wissenschopp auk en Ulk west waor, namlik de Geschicht van „Söfken van Gievenbeck“, de he schrieven hadde.“

Er hat den Städtern wohl immer die Wahrheit vor die Nase gesetzt und hat sich als ein „Dummerjan“ gestellt, und bei allem, was er ausheckte, hat er doch allem Ulk einen tiefen Sinn gegeben und einen guten, ehrlichen Zweck. Durch Schalk und ehrlichen Humor hat er die Leute gefangen und hat seine Wissenschaft nicht nur durch den Kopf geschickt, sondern durch das Gemüt dieser westfälischen Menschen. Er hat es deshalb auch nie mit den hohen „Regionen der Studierten“ gehalten, er liebte die „Lüh un de Kinner“ und den echten „mönsterländischen“ Humor. Wer da glaubte alleinseligmachend zu sein, der konnte ihm den Buckel herunterrutschen . . .

Als dazumalen auf der Bühne die gemeinsten französischen Lustspiele gebracht wurden, hat Landois es ihnen gezeigt, daß eine urheimatliche Bühne den steifbeinigen Münsteraner von der richtigen Seite anfassen werde. Als er ihnen sagte, sie sollen ein deutsches Volksdrama schaffen, da haben sie gelacht, und weil er auch gelacht hat, haben sie später „bannig“ Wut gehabt, daß er durch seinen „Jan van Leyden“ die Leute auf seine Seite zog . . .

Er liebte das Bodenwüchsige, weil er wußte, daß das nicht flach war und platt. Er war einer von denen, die den Mund an rechter Stelle aufmachen, und die an rechter Stelle schweigen können.

„Un he war so schlau“, um zu wissen, daß alle Politik der Hohen doch nicht in die Herzen der Leute ging, weil sie nicht aus ihrem Herzen wuchs. Diese Leute hinter den Giebeln hatten immer ihre gerechte eigene Politik, das wußte Landois. Ob sie die nun aus Gievenbeck in „de Weege all hört hadden, dat to Huse et best is“, ob sie diese Politik am Herdfeuer „besnacken“ oder auf dem Kutschbock, wenn sie zum Markt fuhren, oder aber ob sie bei Müller vor dem selbstgebrauten Bier ihre Meinung sagten.

„Dat is auk van Dage nich anners. Un wenn de krummgewordene Ziegenbaron van Dage segg, wenn he buten bi de Buern ant Hamstern is: Buer, ji möt äs en Lück herhollen, wi möt de nu all wat inbuettern, dann fluppt de Geschichte in Dütschland auk wier.“ — Dann ist das auch so ein Teil Urwüchsigkeit aus Münster, und es ist gut, daß es solche Originale gibt, die den Bauern auf seine Art verstehen und es ihm sagen, „dat he aohne Nörgeln sin Deel daoto smieten mot — de eene Buetter, de annere Kartuffeln un de kleene Jung dat Sammeln daohn mot.“

Jedeene mot helpen, un daobi kann dat de aohne sine Wissenschopp gliekschön wu de annere, daoto hört namlik de e e n e Wissenschopp — sin Härt!

Den Ziegenbaron kennen wir alle, den von der Staufenstraße: ein Original und ein echtes münsterisches „Tageblatt“, das läuft rund und ist fast wie ein Flugblatt, aber es ist ehrlich und gut, mit dem Herzen geschrieben und gesprochen.

Die alte verschossene, braune Jacke des alten Türmers fliegt bei jedem Schritt und wippt, wenn er mit dem „Krückmann“ vor sich hinfuchtelt.

Was haben wir Jungmädel wieder alles gehört und gelernt... Hanne rutscht von ihrem Stuhl. Der Alte geht voraus mit seiner Kerze und hält die Hände vor das flackernde Licht. — Wir holpern langsam die schmale Wendeltreppe herunter und hören nur noch dumpf das Stampfen des Alten.

Wir sind dann alle wieder auseinandergelaufen und Hanne sagte nur noch: hört nur heute Abend ob er auch tutet. — Ich weiß nicht, ob ihn alle gehört haben; aber das werden wohl nicht alle vergessen haben, daß es manch' einen gibt in unserer merkwürdigen Stadt, der zu blasen hat, ohne daß ihn einer hört . . .

E i n e w e s t f ä l i s c h e J M - F ü h r e r i n.

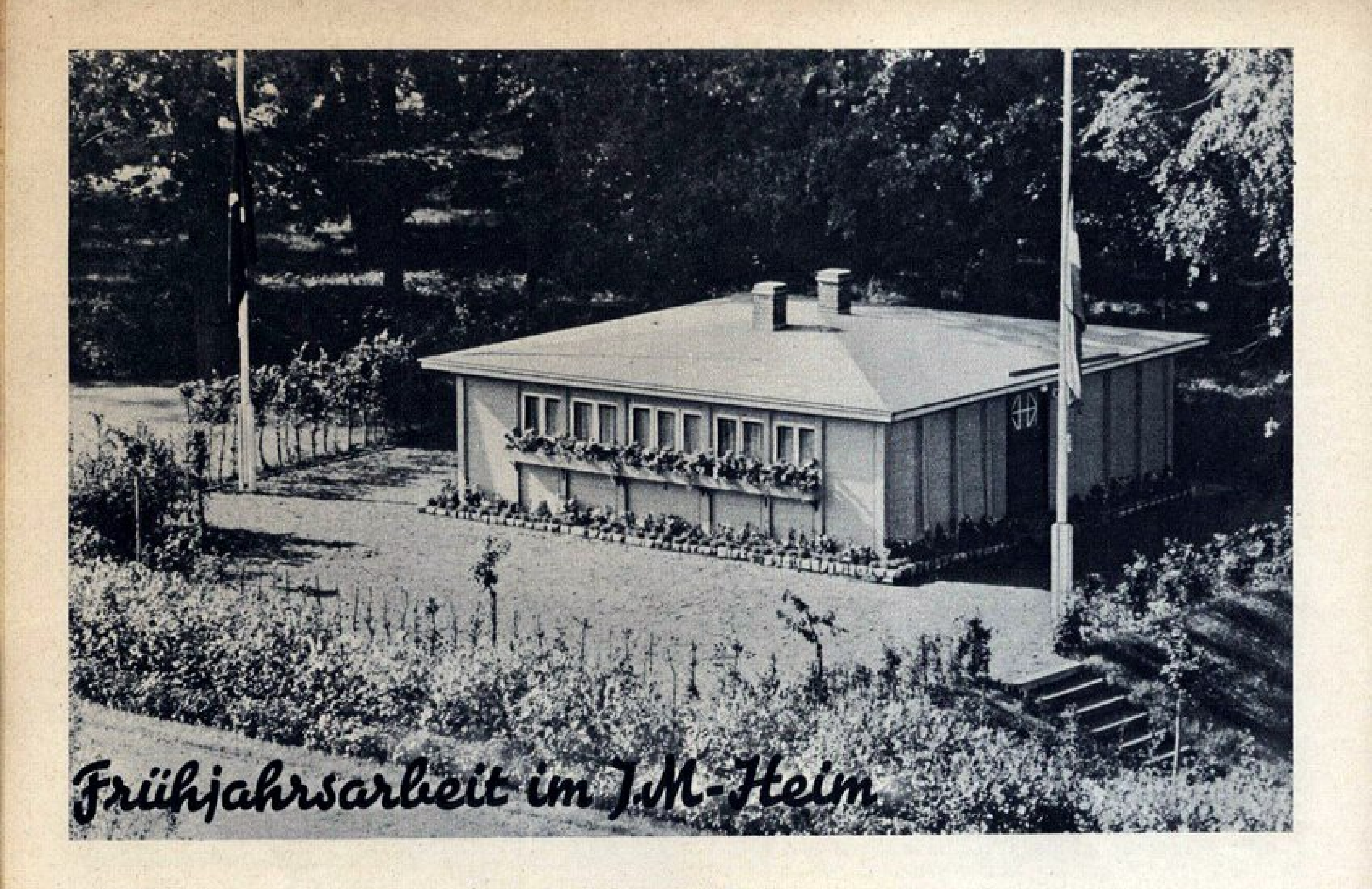
Jungmädel, es ist höchste Zeit!

Schon wochenlang gelten die Heimnachmittage und Staatsjugendtage aller Jungmädel im Reich, ihre Gespräche zu Hause und in der Schule, ihre Pläne und ihr Einsatz einer Aufgabe — der Werbung für unsere Zeitschrift, für unser „Deutsches Mädel“. Alle wissen: Es geht darum, möglichst viele Jungmädel, aber auch Außenstehende, die wir gern als Leser unserer Zeitschrift haben möchten, zum Bestellen zu bewegen. Nicht immer ist das leicht, das haben wir oft genug gemerkt, aber gerade deswegen setzen wir uns um so mehr ein, weil wir sehen, wie es nötig ist.

Dabei stehen uns immer die feinen Preise vor Augen, die für das beste Ergebnis ausgesetzt sind — alle die praktischen Dinge, die wir so dringend für die beginnende Fahrten- und Lagerzeit gebrauchen können, die Zeltausrüstung und der Fahrtenpott, der Medizinball und dann — die kostenlose Teilnahme an einer Großfahrt oder an einem Zeltlager des Untergaues.

Am schönsten ist es aber, daß wir uns alle gemeinsam anstrengen müssen, damit unsere Gruppe ein ordentliches Ergebnis hat und nicht bloß neben den anderen bestehen kann, sondern s i e g t.

Die ersten Listen sind schon beim Verlag eingegangen. Sehr, sehr ordentlich haben die Jungmädel geworben! Nun der Termin aber noch weiter herausgeschoben ist — bis zum 15. M ä r z haben wir Zeit zum Werben — sind unsere Aussichten um so größer, und deswegen muß auch der Erfolg noch größer werden.



Mit jedem Tag wird es heller und freundlicher draußen; denn es will Frühling werden. Immer länger und strahlender scheint die Sonne in unsere Fenster, und da sehen wir, daß der Winter seine Spuren bei uns zurückgelassen hat. Durch das Heizen sind die Decke und die Wände dunkler und zum Teil unansehnlich geworden, und je länger wir uns in unserem Heim umsehen, um so nötiger erscheint uns eine gründliche Auffrischung und Erneuerung. Meist sind es ja lange leerstehende Läden, Kellerräume und ähnliche Gelasse, die wir zu unseren Heimen umgestalten mußten.

Bevor wir mit unserer Frühjahrsarbeit anfangen, haben wir allerlei Vorbereitungen zu erledigen. Zuerst müssen wir überall die alte Farbe entfernen. Das geht sehr gut mit Hilfe eines alten Spachtels (Zeichnung 1) oder eines starken Glasscherbens bei Leim- und Kalkfarben, mit einer Sodalösung bei Oelfarben. Schadhafte Stellen, die dabei an den Wänden und am Fußboden zum Vorschein kommen, müssen ausgebessert werden. Löcher oder abgebrochene Kanten an den Wänden werden mit Gips ausgefüllt. Dazu lösen wir alle lockeren Teile, die noch um die schadhafte Stelle herumsitzen, ab, pusten den Staub aus dem so entstandenen Loch und feuchten es mit einem Lappen gut an.

Erst im letzten Augenblick muß der Gips angerührt werden, da er sehr schnell fest wird. Wenn wir aber etwas Alaun beifügen, bleibt er länger geschmeidig. In kaltes Wasser schütten wir soviel Gips und rühren solange um, bis wir einen dicken Brei haben. Damit füllen wir nun das angefeuchtete Loch und streichen die Stelle mit einem nassen Spachtel oder Lineal glatt. Der auf die Wand übergewischte Gips wird mit einem Lappen vorsichtig entfernt, damit er sich nicht verkrustet. Bei einer abgebrochenen Kante füllen wir die gut angefeuchtete Stelle ebenfalls mit Gips aus und formen die Kante wieder rechtwinklig, indem wir erst mit feuchtem Daumen und Zeigefinger einen rechten Winkel bilden und auf und ab streichen (Zeichnung 2) und dann wieder mit einem Spachtel oder einem Lineal die Stelle von beiden Seiten glätten.

Breitere Spalten im Fußboden oder in Holzwänden, die durch Eintrocknen naß verarbeiteten Holzes entstehen, sind nicht nur häßlich, sondern höchst ungesund, weil sich darin Staub und Feuchtigkeit ansammeln. Sie müssen verkittet werden. Diesen Kitt rühren wir uns selber an: 15 Gramm Tischlerleim wird 24 Stunden in 1/2 Liter Wasser eingeweicht. Dazu kommen 125 Gramm Ockerpulver, das unter Rühren zu Gallert aufgelöst wird, und zwar im Wasserbad, damit der Leim nicht anbrennen kann. Nach und nach werden 125 Gramm Sägemehl und soviel heißes Wasser hinzugetan, bis der Kitt genügend dick ist. Mit diesem Kitt füllen wir die Fugen im Fußboden oder in den Holzwänden und lassen ihn gut trocknen, ehe wir streichen. Eine andere Kittmischung stellen wir uns folgendermaßen her: Wir vermischen 3/4 Liter Wasser, 1 Eßlöffel Alaun und eingeweichtes Zeitungspapier und lassen das Ganze heiß werden. Der Kitt wird in heißem Zustand in die Fugen gestrichen.

Haben wir ein tapeziertes Zimmer, so entfernen wir die rissig gewordene alte Tapete und kratzen die Wand dann noch mit einem Spachtel ab. Man kann aber auch eine noch gut befestigte Tapete, deren Muster uns nicht gefällt, mit Leimfarbe überstreichen, muß sich vorher nur vergewissern, ob nachher nicht das Muster durch die Farbe schimmert, was besonders bei helleren Farbtönungen auf dunklen Tapeten vorkommen kann.

Bei Holzwänden, die sehr rauh und schlecht sind, z. B. in einem Kellerraum, können wir uns dadurch helfen, daß wir die Wände dicht mit großer grauer Pappe benageln, die wir nachher anstreichen.

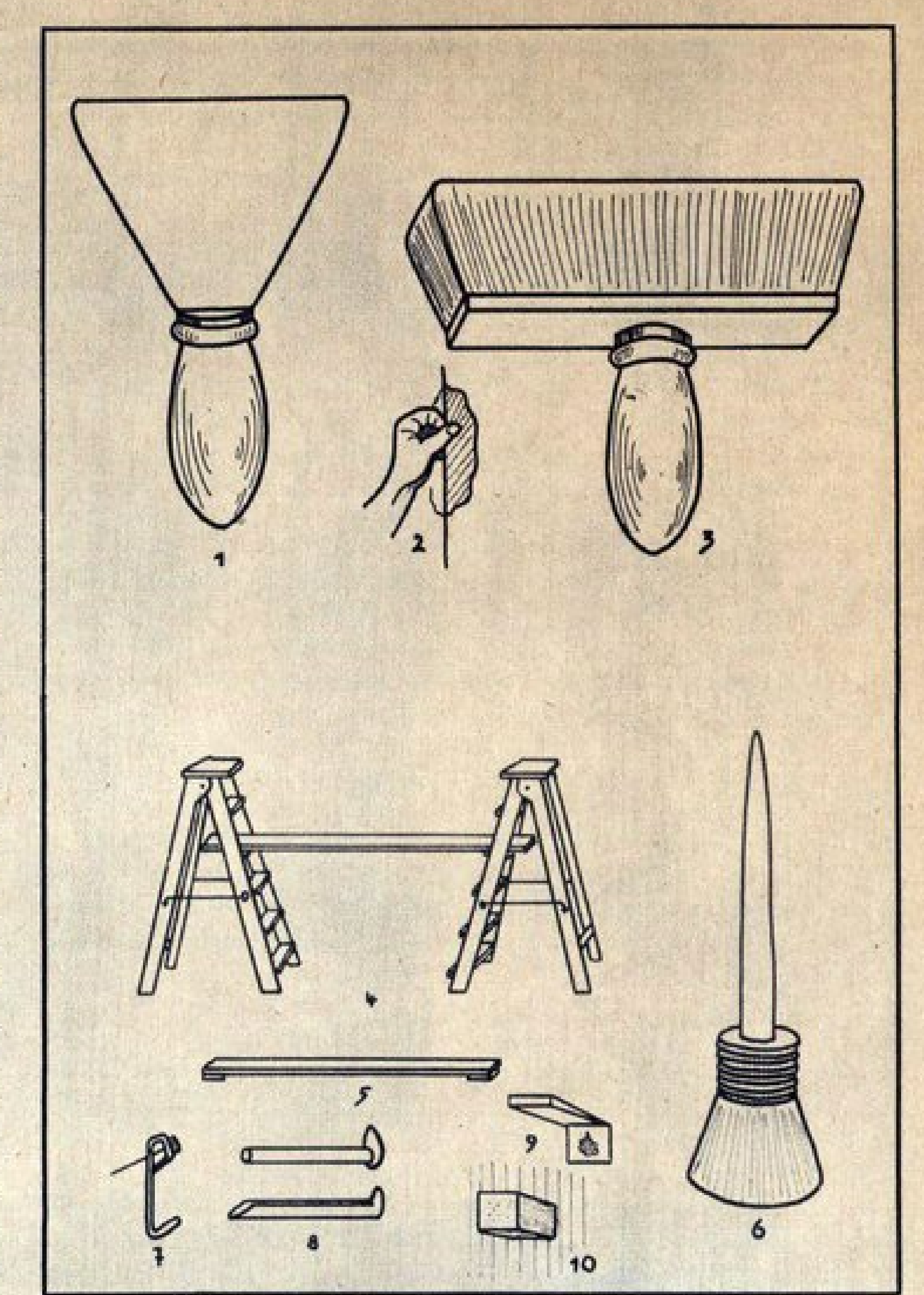
Wir beginnen nun damit, die Decken der Räume zu weißen oder hellfarbig zu streichen. Zunächst messen wir uns die Decke aus. Da die Wände senkrecht stehen, sind Decke und Fußboden gleich groß. Auf jeden Quadratmeter nehmen wir ein halbes Pfund Schlämmkreide und 25 Gramm Malerleim, den wir als Sichelleim oder Henkelleim im Farbengeschäft oder in der Drogerie kaufen können. Der Leim wird nach der Gebrauchsanweisung, die auf jedem Paket steht, in

Wasser eingelöst, durchgeknetet, quellengelassen und dann solange mit Wasser verdünnt, bis der Brei wie eine dicke Suppe ist. Mit einem breiten Pinsel (Zeichnung 3) tragen wir nun diese Farbe mit kräftigen gleichmäßigen Längs- und Querstrichen auf die Decke auf. Dazu müssen wir auf einer Leiter stehen oder praktischer auf einem Brett, das auf zwei Leitern liegt (Zeichnung 4). Dazu kann man gut Mutters Plättbrett nehmen. Ein alter Kittel schützt unser Zeug vor Farbklecksen, alte Schuhe und Strümpfe ziehen wir an, und auf dem Kopf haben wir ein Tuch oder besser noch eine Papiermütze, die wir selber aus einer Zeitung falten.

Um den Fußboden nicht so sehr zu bespritzen, legen wir ihn uns vorher mit Zeitungsbogen aus. Ebenso können wir die Wände, die noch einen guten Anstrich oder eine gute einfache Tapete haben, vor Farbspritzern schützen, indem wir die Wand dicht mit Zeitungspapier bestecken. Die einzelnen Bogen werden an der Tapete oder oberen Holzleiste mit Stecknadeln befestigt, bei Oelfarbenwänden kleben wir das Papier mit Pelikanol an der letzten Kante des Oelfarbenanstrichs fest.

Nach dem Anstrich der Decke gehen wir nun an das Streichen der Wände. Wollen wir die Wand mit Leimfarbe streichen, die besser wirkt, weil die Farbe matt, allerdings nicht ganz so haltbar wie Oelfarbe ist, so können wir unserer weißen Deckfarbe jede beliebige andere Farbe zusetzen und damit die Wände streichen. Als oberen Abschluß gegen die Decke nehmen wir eine dunklere Kante. Mit einer Holzleiste messen wir uns gleichmäßig die Höhe aus und ziehen uns zwei waagerechte Striche in der Breite der Kante an einem Lineal entlang. Auch den Pinsel führen wir an einem Lineal, damit die Kante gerade wird, nur muß dieses Lineal hohl liegen. Dazu nageln wir uns unter eine Leiste an beide Enden je einen Klotz (Zeichnung 5).

Wenn wir die Wand von oben nach unten, vom hellen zum immer dunkleren Ton der gleichen Farbe abschattieren wollen, so teilen wir sie uns, bevor wir mit dem Anstrich beginnen, wieder mit Hilfe einer Leiste genau ein und ziehen uns Grenz-



In allen Teilen der Stadt Harburg wurden aus Eisenbahnwagen JM-Heime errichtet

linien. Dann fangen wir von oben an zu streichen, nach jedem Streifen mischen wir mehr Farbe in unsere Mischung und streichen den nächsten Streifen. Dabei müssen wir nur aufpassen, daß wir ganz gerade Kanten bekommen, damit es nicht unsauber aussieht. Diese kleineren Flächen streichen wir besser mit einem dicken, rund gebundenen Pinsel (Zeichnung 6).

Für einen Oelfarbenanstrich streichen wir vorher die Wand mit Leinöl ein; auch eine Holzwand muß auf diese Weise vorbereitet werden. Besteht die Wand aus Mauersteinen, also aus Sandstein, so muß sie mit heißem Leinöl getränkt werden, damit die Poren des Steines geschlossen sind und nicht die Farbe aufsaugen. Die Oelfarbe rühren wir uns selber aus Erdfarbe mit Leinöl oder Leinölfirnis mit Siccativ an. Siccativ ist ein Gemisch von Lack und Firnis, das schnell trocknet und eben dieses schnelleren Trocknens wegen der Farbe zugesetzt wird. Zuviel Siccativ veranlaßt ein Reißen der Farben, es genügen einige Tropfen dieses Trockenmittels. Terpentinöl nehmen wir noch dazu, falls die Farbe zu dick ist und wir sie verdünnen wollen. Am sichersten gehen wir natürlich, wenn wir uns vom Drogisten oder im Farbengeschäft die richtige Farbe mischen lassen.

Der erste Oelfarbenanstrich muß dünn sein. Bei hellen Farben ist es gut, wenn man mit Weiß grundiert, das aus Bleiweiß mit Kreide, Leinölfirnis und ein wenig Terpentin gemischt ist. Danach muß die Farbe 24 Stunden trocknen, ehe der zweite und dritte Anstrich erfolgen kann. Wir streichen immer in einer Richtung, am besten von oben nach unten, besonders beim letzten Anstrich.

Dann werden Türen, Fensterbretter und Fensterrahmen mit Oelfarbe gemalt. Wir gehen wie bei den Wänden vor: Die alte Farbe war schon vorher mit Sodalösung abgewaschen, so daß wir das Holz nun gleich mit Firnis behandeln können. 24 Stunden danach kommt der erste Anstrich mit Bleiweißfarbe; wir schleifen ihn nach 24 Stunden mit feinem Sandpapier ab, um den Wert des Anstriches zu erhöhen. Auch der zweite Anstrich ist noch aus dünner Farbe, der dritte erst besteht aus dickerer Farbe. Nach dem Trocknen des letzten Anstriches wird farbloser Oellack aufgetragen oder sogenannter Mattlack, der nicht so stark glänzt.

Die Behandlung des Fußbodens hängt davon ab, ob wir ihn holzfarben geölt lassen wollen, ob er gestrichen sein soll oder ob wir Parkett haben. Bei Parkett-Fußboden reiben wir das Holz in der Faserrichtung mit Stahlspänen ab. Danach wird mit einem Lappen weißer oder gelber Bohnerwachs erst in der Faserrichtung, dann kreisförmig eingerieben, und zuletzt in der Maserung mit dem Bohnerbesen nachpoliert. Ein Nachreiben mit einem Friestuch erhöht den Glanz.

Geölter Fußboden wird erst gescheuert und nach dem Trocknen wieder neu mit heißem Leinöl getränkt, indem man das Oel mit einem Lappen in das Holz verreibt.

Für die zu streichenden Fußböden lassen wir uns die Farbe anrühren oder kaufen uns eine Dose fertige Fußbodenfarbe. Nachdem der Fußboden gesäubert und trocken ist, streichen wir ihn erst mit Firnis ein. Nach 24 Stunden beginnen wir mit dem ersten dünnen Anstrich. Der zweite Anstrich darf erst geschehen, wenn die erste Farbe ganz trocken ist, das dauert manchmal 48 Stunden. Er besteht aus einer Oelfarbenmischung oder ist ein Lackanstrich mit dem besonders harten Capallack oder Bernsteinlack. Es ist wichtig, den Fußboden mehrere Tage nicht zu betreten, bis die Farbe völlig trocken ist. Gestrichener Fußboden kann nach dem Aufwischen gebohnert oder geölt werden, beides bewirkt eine längere Haltbarkeit.

Nun sind unsere Räume wieder schön und freundlich. Wir wollen dafür sorgen, daß sie so bleiben. Darum achten wir auch darauf, daß beim Abwaschen von Oelfarben-Wänden die Seifenlösung nicht zu stark ist. Wir setzen sie nicht mit Schmierseife an, sondern mit Kernseife, und nach dem Abwaschen reiben wir mit einem Lappen wieder mit Leinöl über die Wände.

Auch das richtige Einschlagen von Nägeln und Haken in die Wand gehört zur rechten Instandhaltung des Raumes. Fast für alle Gegenstände — Bilder, Leuchter und kleine Schränke — genügen zum Aufhängen die X-Haken, die mit einem dünnen, schräg in die Wand geschlagenen Stahlnagel gehalten werden (Zeichnung 7). Auch einfache Stahlnägel gibt es, die sogar ziemlich schwere Gegenstände tragen können. Sie hinterlassen nur ein kleines Loch in der Wand, wenn man sie wieder herauszieht. Für ein hängendes Bücherbrett benutzen wir Mauerhaken, die es heute so praktisch gibt, daß man nicht zu dübeln braucht. Diese Haken sind hohl und haben eine scharfe Schneide oder Spitze, die sich in den Mauerstein eintreiben läßt (Zeichnung 8). Wichtig ist nur, daß senkrecht auf jeden Haken und auf jeden Nagel geschlagen wird.

Ist aus irgendeinem Grunde ein Haken einmal aus der Wand gebrochen, so kann er wieder eingedübelt werden. Dazu setzen wir ein Stemmeisen vorsichtig rechts, links, oben und unten um das Loch herum an und schlagen leicht mit einem Hammer darauf. Dadurch entsteht ein Quadrat, das je nach der Größe des Loches in der Wand, 1—3 Zentimeter beträgt (Zeichnung 9). Innerhalb dieses Quadrates schlagen wir nun mit dem Stemmeisen ein Loch in die Wand, so tief, wie der Haken in die Wand soll. Dieses Loch wird vom Ziegelstaub frei gemacht, und aus weichem Feuer- oder Kistenholz wird ein Klotz geschnitten, der genau in das Loch paßt, und dessen Maserung so verläuft, daß sie senkrecht zur Wand geht (Zeichnung 10). Das Loch wird von innen angefeuchtet und dann mit Gipsbrei etwas ausgeschmiert. Der Holzklotz wird mit leichten Hammerschlägen hineingetrieben, ohne die Wand zu verletzen. Um ganz sicher zu gehen, legen wir vor den letzten Schlägen ein glattes Holzstück über den Pflock, auf das wir nun mit dem Hammer schlagen. Dabei herausgetretener und übergewischter Gips wird mit einem feuchten Lappen vorsichtig weggewischt. Ist der Gips etwa nach einer halben Stunde getrocknet, schlagen wir den Haken in den Holzpflock. Um ein Auseinanderspringen des Holzpflocks zu vermeiden, bohren wir das Loch für den Haken vor. Bei allen Schrauben, die wir in solche Holzdübel eindrehen wollen, müssen wir immer vorbohren.

Eine andere Möglichkeit, Nägel in die Wände zu schlagen, ohne auf die Mauer zu treffen, haben wir dadurch, daß wir uns die Querfugen zwischen den Mauersteinen suchen. Durch leichtes Abklopfen mit dem Hammer können wir abhören, wo in der Wand eine Fuge ist. Hat man eine gefunden, so ist es leicht, die übrigen zu finden, da die Dicke der Mauersteine 6½ Zentimeter beträgt, also alle 6½ Zentimeter eine andere Fuge ist. Jede Fuge ist ungefähr ½ Zentimeter breit. Wir sind also in der Lage, alle Bilder gut aufhängen zu können, ohne unsere schönen neuen Wände zu beschädigen.

Und nun frisch auf! Den Pinsel ergriffen und ans Werk, damit unsere Heime bald alle in frischer Farbenpracht erstrahlen!

Ilse Keiler, Obergau Berlin.

Wir schaffen es
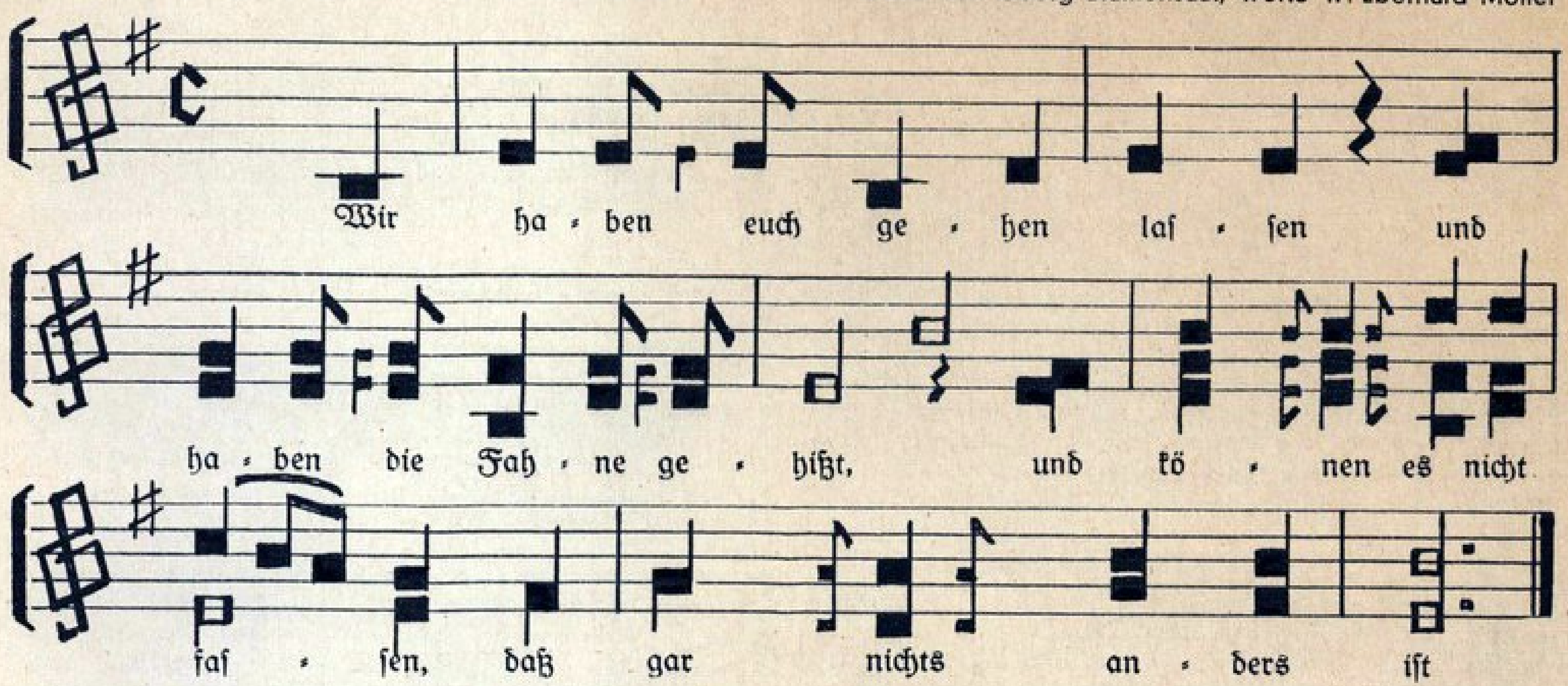
Donnerstag 5 Uhr! Ich komme ins Heim. In der Mitte steht ein mit Heften bedeckter Tisch. Drum herum stehen Jungmädel im tadellosen Viereck. „Wir wollen es ebenso machen, wie es im Januar-Heft steht", sagt ein eifriges Jungmädel, und nun fange ich erst an, zu verstehen. Ich trete an den Tisch und sehe „Die junge Dame", „Wir Mädel", „Filmwelt", „Evchen", „Frohsinn" usw.

Au, fein! Wir singen — und dann fliegen die schönsten Fetzen von Wort- und Satzgebilden durch den Raum. Begeistert stöbern einige Jungmädel zwischen den Heften herum: Wie lege ich meine Haare — welches Kleid — Paddelfreund gesucht, Briefwechsel mit Gleichgesinnten — Jazzmusik — Haarreifen — Schminke —, — — alles steigert sich zu einem entsetzlichen Berg . . .

Viele von uns kapieren es noch nicht; sie werden rot, sie schämen sich, weil mit einem Male alles das, was sie zu Hause in Ruhe und Selbstverständlichkeit lesen, hier in diesem Kreise fremd im Raum steht — und sie können es nicht hinwegbringen — es ist da — wie ein Hindernis.

Chor der Mütter

Aus der Kantate: „Die Briefe der Gefallenen" — Musik von Georg Blumensaat, Worte W. Eberhard Möller



Wir lesen in euern Briefen, wieviel ihr uns vergabt, wenn ihr, indes wir schliefen, nach uns gerufen habt.

Und nichts ist laut gewesen, kein Ruf hat uns gestört. Wir haben es nur gelesen und haben es nicht gehört.

O, wenn doch etwas bliebe, was ihr uns ließet tun. Wir haben so viel Liebe ruhlos im Herzen ruhn.

Aber andere sind da — die schaffen es! Einige Jungmädel stehen wie auf Kommando auf, in der Hand hat jede ein „Deutsches Mädel". Eine nach der anderen liest vor. Ein Satz nach dem anderen steht klar und einfach, sicher und überzeugend im Raum. Das sind unsere Worte, das sind unsere Gedanken.

Und dann ist alles gut, die Spannung ist gelöst. Wir machen die Fenster auf und singen aus vollen Kehlen ein Lied. Jetzt haben es alle verstanden!

Wie viele bestellen unsere Zeitschrift? Von sechzig Jungmädeln siebenundfünfzig, und drei bekommen in Zukunft ein Freiexemplar. Und am Sonnabend um 9 Uhr antreten zur Werbung!

Am Sonnabend stehe ich unter vielen anderen Mädeln auf dem Rathausplatz zum Appell. Es sind zwei Gruppen angetreten. Wir haben keine Ahnung, was wir heute tun werden.

Nur die Jungmädelschaft „Goten" scheint mehr zu wissen als wir andern, denn sie munkelt etwas von Werbung und Schule. Recht zusammenreimen können wir uns bis jetzt aber noch nichts. Endlich kommt unsere Untergauführerin mit einem dicken Paket Heften unter dem Arm: „Deutsches Mädel"!

Nun beginnt es, sachte bei uns zu dämmern; aber zum langen Ueberlegen bleibt uns keine Zeit, denn schon wird ein Lied angestimmt. 200 Jungmädel bringen schon etwas zuwege, und so kommt es, daß wir von einer dichten Menschenmauer umgeben sind. Hausfrauen, das Einkaufsnetz unterm Arm, einige Männer mit Aktentaschen, Arbeiter, Tippfräulein . . .

Nun spricht unsere Untergauführerin zu uns. Sie sagt uns, daß wir den heutigen Staatsjugendtag ganz zur Werbung für „Das Deutsche Mädel" einsetzen. Jede bekommt ein Werbeheft mit einer Bestellerliste und hat innerhalb von $1\frac{1}{2}$ Stunden

mindestens 2 Abonnenten zu gewinnen. Am besten ist es, wenn wir in die Schulen zu den Lehrern und Mädeln gehen.

Prima! Tausend Gedanken schießen uns durch den Kopf. Beglückt sause ich mit meinem „Deutschen Mädel" los. Schnell zur Schule! Ich bin noch nicht vom Platz herunter, da sehe ich schon Frau Müllers grünen Hut aufleuchten. Im gleichen Augenblick wird mir klar: Die muß abonnieren. Also auf in den Kampf! „Heil Hitler, Frau Müller!" Sie sieht mich über den Kneifer hinweg erstaunt an, dann erkennt sie mich. „Ach, du bist's! Sag doch, was sind denn das für Zeitschriften, die ihr da verkauft?" Ich lege los, biete meine ganze Ueberredungskunst auf. Nach 10 Minuten trage ich stolz meinen ersten Abonnenten ein.

Hoffentlich geht es weiter so. In der Schule wird es mir nicht so leicht. Die Lehrer sind meist schon von anderen Jungmädeln „belegt", und die „jungen Damen" aus meiner Klasse interessieren sich fast alle mehr für die Filmwelt. Aber trotzdem — drei Leutchen habe ich noch gekapert. Jetzt aber fix zurück. Ich hole unterwegs Irmgard aus meiner Jungmädelschaft ein, die auch einen glücklichen Fischzug gemacht hat. Wir flitzen nun zusammen zum Rathaus und kommen noch haarscharf genau zum Antreten zurück.

Nun wird von „allerhöchster Stelle" das Ergebnis überprüft. Der Durchschnitt ist: 3 Abonnenten jedes Mädel. Die „allerhöchste Stelle" schmunzelt befriedigt. Für $1\frac{1}{2}$ Stunden ist das ganz annehmbar. Das sagt sie uns denn auch. Irmgard stößt mich an: „Da gewinnen wir am Ende einen Preis?" „Dazu gehört, glaub ich, noch etwas mehr. Was meinst du, was sich die anderen Mädel und Jungmädel anstrengen!"

Bis zum nächsten Sonnabend haben wir noch Zeit. Wenn ich bis dahin noch nicht fünf zusammenhabe, heiße ich Hans.

Ein Berliner Jungmädel.

RINGENDES DEUTSCHTUM

Lettland

Die zwei neuen Gesetze, die in erster Linie das Deutschtum trafen, gaben dem deutschen Gesandten in Riga Veranlassung, den lettischen Ministerpräsidenten und Außenminister aufzusuchen, um ihn auf die erneut schwere Belastung der deutsch-lettischen Beziehungen hinzuweisen. — Im lettischen Bildungsministerium wird eine Verordnung ausgearbeitet, nach der in Zukunft in allen Minderheitenschulen Geschichte und Geographie nur in lettischer Sprache unterrichtet werden darf.

Memelgebiet

Nach der Einsetzung des deutschen Direktoriums Baldsuz schien eine Beruhigung der Lage eingetreten zu sein. Heute sehen wir, wie erneut der starke Widerstand Litauens wächst. In all den kleinen Verordnungen — die alle nur einem Ziele dienen.

1. Der einzige deutsche Studentenverein an der Kauener Staatsuniversität ist aufgelöst worden!
2. Die deutsche Stadt Memel ist mit einem neuen litauischen Tageblatt beglückt worden. „Vakarei" — der Westen, heißt dieses Blatt.
3. Das vom Direktorium entworfene Entschuldungsgesetz für den Wiederaufbau der stark darniederliegenden Landwirtschaft ist durch das Vetorecht des Gouverneurs ungültig gemacht worden.

Anläßlich des litauischen Unabhängigkeitstages am 6. 2. haben die Verurteilten des Memelländerprozesses an den Staatspräsidenten um Erlaß der Strafe und Rückgabe der aberkannten bürgerlichen Ehrenrechte gebeten. Wie wird Litauen diese Anträge beantworten?

Die künftige Behandlung der Litauer unseren Kameraden an der Memel gegenüber, wird auch mitentscheidend sein bei den angebahnten Wirtschaftsverhandlungen!

Danzig

Um von dem schon etwas unangenehm gewordenen abessinisch-italienischen Streitfall abgelenkt zu werden, beschäftigte sich der Völkerbund mit den Fragen in Danzig. Durch die negative Einstellung Lesters (Völkerbundskommissar) zur nationalsozialistischen Regierung, kamen fast ausschließlich innerpolitische Fragen zur Debatte. Zwei Verordnungen für das Strafgesetzbuch und das Gesetz zum Ehrenschutz der nationalen Verbände mußten aufgehoben werden. Durch die Annahme dieser beiden Streichungen wurde die Danziger Bevölkerung davor bewahrt, vor eine Neuwahl gestellt zu werden und eine Polizeitruppe und Aufsichtskommission des Völkerbundes zu beherbergen.

Große Freude löste die Nachricht aus, daß trotz der Devisenschwierigkeiten der Bestand der Danziger Hochschule nicht gefährdet wird. Allein 644 reichsdeutsche Einschreibungen liegen auf der Danziger Hochschule vor.

Polen

Am 26. 1. blickte der deutsch-polnische Pakt auf ein zweijähriges Bestehen zurück.

Am 7. 2. trat eine starke Einschränkung des Personenverkehrs durch den Weichselkorridor in Kraft. Auch über den zukünftigen Warenverkehr werden schon Verhandlungen geführt.

Die JDP hat sich eine zweite Tageszeitung errungen. Neben den „Deutschen Nachrichten" wird nun auch der täglich erscheinende „Aufbruch" den Deutschen in Polen über die lebenswichtigen Fragen berichten!

Ist eine neue Agrarreform in Sicht? So fragen die deutschen Zeitungen. — In den letzten Tagen verlautet in Polen, daß 1936 mit einer Umbesiedlung polnischer Bauern aus Galizien nach Pommerellen begonnen werden soll.

Russland

Von der großen Not in den deutschen Siedlungsgebieten in Rußland hören wir fast gar nichts. Nur dann und wann berichten ausländische Blätter von dem sowjetrussischen Terror. So gibt ein ausländisches Blatt die Meldung durch, daß zwei deutsche Pfarrer wieder einmal zum Opfer des Sowjetregimes geworden sind.

Rumänien

Am 22. 1. wurde der für den 26. 1. vorgesehene Volksentscheid von den rumänischen Behörden verboten. — Dieses Verbot ist ein schwerer Schlag für die innerpolitische Entwicklung des Deutschtums in Rumänien. Denn hier sollte gezeigt werden, hinter wem das Deutschtum marschiert: Fabritius — oder Bonfert!

Kaplan Eisele aus Temeschburg brachte zwei deutsche Schwabenjungen wegen angeblicher hitleristischer Propaganda" ins Gefängnis, nachdem es ihm nicht gelungen war, die Jungen für die katholische Jungenschaft zu werben. — Damit wird der gute Kaplan aber nur das Gegenteil von dem erreichen, was er bezweckte. Denn die deutsche Jugend weiß heute, wo sie hingehört!

Jugoslavien

Der deutsche Kulturverband in Jugoslawien ist aufgelöst worden wegen angeblicher „hitleristischer Propaganda"!

Ungarn

Die ungarische Regierung hat die bisherige Dreigliederung der Minderheitenschulen abgeschafft. Es wurde verfügt, daß in sämtlichen Minderheitenschulen alle Fächer in der Muttersprache unterrichtet werden, außer in der Volkskunde und Körpererziehung, hier muß von der ungarischen Sprache Gebrauch gemacht werden. Ob diese Neuregelung eine Besserung mit sich bringt, steht noch in Frage, denn woher sollen die vielen deutschsprachigen Lehrer kommen — Ungarn hat nicht eine einzige deutsche Lehrerbildungsanstalt.

Das ist die eine Seite — auf der anderen wurde das täglich erscheinende Sonntagsblatt verboten!

Südtirol

Hier geht die planmäßige Arbeit in der Verwelschung weiter. Die schönen deutschen Namen müssen italienischen weichen. Ja, die Inschrift auf dem seit 1256 bestehenden Brunneckertor mußte verschwinden.

Schleswig

Die Bevölkerung Nordschleswigs wird von Jahr zu Jahr ärmer durch die ungeheuren Steuerlasten, die hier viel höher liegen, als im Inneren Dänemarks. Immer mehr Boden fällt durch die Verarmung der dänischen Bodengesellschaft (Landvoern) zu. Drei Viertel des Vermögens gingen den Nordschleswigern in 15 Jahren der dänischen Herrschaft verloren!!!

Tschechoslowakei

Alle Maßnahmen, die in der Tschechei gegen das Deutschtum ergriffen werden, entspringen dem einen Wunsch: die restlose Durchdringung und Entdeutschung der sudetendeutschen Gebiete. Alle Mittel sind gut dazu! Wir wollen die Not einmal in Zahlen sprechen lassen: Von 3,5 Mill. Deutschen sind 2 Mill. ohne geregeltes Einkommmen. 80 v. H. aller Kinder sind unterernährt! — 30 v. H. aller Todesfälle waren Selbstmorde! — Das alles ist den Tschechen nur zu gut bekannt geworden durch die sogenannten „Inspektionsreisen" führender Tschechen in die Notstandsgebiete.

Vor kurzer Zeit ist eine Verordnung für Heereslieferungen herausgekommen. Danach werden Heereslieferungen nur dann an deutsche Unternehmer vergeben, wenn sie sich verpflichten, die deutschen Arbeiter nach und nach zu entlassen, um dafür tschechische einzustellen. Vierteljährlich ist Bericht zu erstatten, wie weit diese Bedingung erfüllt worden ist.

Die Hochschule in Brünn ist geschlossen worden!

Der Sudetendeutsche Marsch und das mittelalterliche Lied „Weit laßt die Fahnen wehen" sind wegen „Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung" verboten worden.

Durch die kürzlich abgeschlossenen Bodenreformen sind dem Sudetendeutschtum 480 000 Hektar Boden mit 20 000 Arbeitsplätzen verloren gegangen.

Die 12 Sudetendeutschen, die wegen Teilnahme an einem reichsdeutschen Arbeitsdienstlager wegen staatsgefährlicher Umtriebe verhaftet worden sind, mußten nun doch endlich freigelassen werden.

Am 4. 2. hat sich wieder einmal der große Rechtsbruch des Hultschiner Ländchens gejährt. Es wurde am 4. 2. 1920 ohne Volksbefragung dem Deutschen Reiche entrissen.

Richtigstellung

Versehentlich ist die Auseinandersetzung über den Namen Temeschburg oder Temeswar unter „Sudetenländer" im vorigen Heft gesetzt worden. Temeschburg ist die Hauptstadt des rumänischen Banates. Das Burgenland ist an Ungarn gefallen und nicht an die Tschechoslowakei.

Streiflichter

An ein Fräulein, das Gedichte schreibt

Mein wertes Fräulein Hering, Sie haben im Verlag Adolf Enke in Gifhorn (Hannover) eine Gedichtsammlung herausgegeben, die Sie „Mit Hitler voran" zu nennen belieben. An und für sich könnten Sie ja schließlich die Gefühle Ihres Herzens der Oeffentlichkeit unterbreiten, solange sich ein Verleger dafür findet und solange diese Gefühle nur Ihre privaten Angelegenheiten sind. Der Fall liegt aber dann anders, wenn Sie sich mit Themen befassen, die nicht nur Sie allein etwas angehen, sondern die dem ganzen deutschen Volke etwas bedeuten. Ich meine hier nicht das lange Poem, das Sie „Dem Exkaiser Wilhelm II. gewidmet" haben, und in dem Sie ihm freundlich versprechen, daß Gott seinem Hause ein Tröster sein wird, ich meine auch nicht die 36 Zeilen, die Sie „Die Mesalliance des Hauses Stolberg" nennen, sondern ich meine die 45 anderen „Gedichte", die Sie „Zur Erinnerung an das Revolutionsjahr 1933" veröffentlicht haben.

Gründlich sind Sie ja, das steht außer Frage. Sie lassen keine Gelegenheit vorübergehen, ohne sie besungen zu haben: „Vor

der Reichskanzlerwahl“, „Nach der Reichskanzlerwahl“, „Der deutsche Gruß“, „Unsere Landesfarbe“, „Die Reise unseres Vizekanzlers von Papen und Ministerpräsidenten Göring nach Rom“, „Wenn Minister Dr. Goebbels spricht“, „Zum Reichsberufswettkampf“, „Gleichschaltung“ und so weiter. Jedenfalls halten Sie sich ständig auf dem Laufenden. Das wäre ja auch alles ganz schön und gut, wenn Sie die Gedichte still und verschwiegen in eine Schatulle getan und nur sich selbst zur Erbauung und Freude des Abends heimlich durchgelesen hätten. Denn Sie selbst wissen ja, wie Sie es gemeint haben. Nicht aber hätten Sie das auf schwachen Versfüßen stehende Kind Ihrer Muse den Weg in die Oeffentlichkeit gehen lassen dürfen. So kann es Sie nicht verwundern, wenn es schnell zu Fall gebracht ist.

Finden Sie nicht selbst, daß Sie dem Thema, das Sie sich gestellt haben, in keiner Weise gewachsen sind? Ja, daß Sie sich vielleicht zunächst einmal mit der deutschen Sprache etwas vertrauter machen müßten, ehe Sie versuchen, in gebundener Form zu reden?

Sie nennen das vielleicht Aeußerlichkeiten und verweisen auf den Geist, der Ihr Werk trägt. Aber so ganz haben Sie den Sinn der Zeit doch noch nicht erfaßt, wenn Sie auch aktuelle Gedichte „Zur Winterhilfe“, „Zum Eintopfsonntag“ und „Was du gibst, gib gern“ veröffentlichen. Es ist doch noch notwendig, Ihnen zu sagen, daß uns die Winterhilfe kein Almosengeben bedeutet, sondern eine kameradschaftliche Pflicht am Volksgenossen. Sie schreiben aber:

„Die ihr nicht Not müßt leiden,
Der Bedauernswerten stets gedenkt,
Sie zu ernähren und kleiden,
Aus mitleidigem Herzen es schenkt!“
Oder:
„Es gilt, der Hungernden zu gedenken,
Dann muß die Not sich lindern,
Wird das Winterhilfswerk sie beschenken,
Kann die Zahl der Aermsten sich vermindern.“

Aber auch sonst ist man über Ihre Auffassung erstaunt, wenn man im Gedicht „Die Waldschenke“ folgendes zu lesen bekommt:

„Nach arbeitsreichem Tage
Der Weg zum Kruge führt,
Bei lust'gem Zechgelage
Wird dann politisiert.

Auch heut nach munterm Skat
Dorfschulz sein Glas jetzt hebt:
‚Gedenkt unseres Hitlers Heldentat,
Der für sein Volk nur lebt....'“

Meinen Sie das ernst? Finden Sie das nicht selbst falsch am Platze? Ich will gar kein Wort verlieren über die Verse, die Sie dem Führer widmen, denn das ist so haarsträubender Unfug, daß es verwunderlich ist, daß Ihnen das noch nicht selbst aufgegangen ist.

Verehrtes Fräulein Hering, lassen Sie das mir zugegangene Exemplar Ihrer Gedichtsammlung das einzige sein, das unter die Leute gekommen ist, sammeln Sie alle übrigen ein, vernichten Sie sie und heben nur eines auf: Als Warnung vor allen weiteren Versuchen!

Auf Tapeten!

Pimpfe marschieren, Pimpfe trommeln, blasen Fanfare, Pimpfe hissen die Fahne!

BDM steht in Front angetreten, kocht am Zigeunerfeuer ab, schleppt Holz, treibt kindliche Spiele im Freien und tanzt Ringelreihn!

Pimpfe x- und o-beinig, Mädel blond und leichtgeschürzt — auf Tapeten! Alles auf Tapeten!!

Dazwischen — malerisch verstreut — schimmern Burgruinen, stehen Zelte, sind leicht hingetupft grüner Wald und rote Pusteblumen!

„So recht eine Tapete fürs neue deutsche Kinderzimmer!“ hat der Fabrikant gedacht! Nun, mein lieber Herr Tapetenfabrikant, leider haben Sie da falsch gedacht, gründlich falsch sogar. Nicht ein Pimpf und auch nicht ein Jungmädel wird sich für Ihr sicher gut gemeintes Werk begeistern, vielleicht sogar

wird man Ihre Bilderchen übelnehmen und eine ganz unangebrachte Karikierung darin erblicken? Und das haben Sie doch bestimmt nicht gewollt!!

Sehen Sie mal, was Sie da abgebildet haben, sind ABC-Schützen, die Soldat spielen, sind Kinderlein, die von älteren Damen behütet werden müssen, und denen haben Sie — doch nicht etwa aus Geschäftsgründen?! — die Tracht des Jungvolkes und des BDM angezogen.

Sie scheinen nicht zu wissen, daß in der HJ eine Arbeit geleistet wird, die bei aller Fröhlichkeit und allem vergnügten Fahrtenbetrieb doch einen verdammt ernsten Hintergrund hat. Ich würde Ihnen raten, sich einmal näher die Arbeit der nationalsozialistischen Jugendorganisationen zu betrachten, dann würden Sie erkennen, daß man das, was hier geleistet wird, nicht zu einer lächerlichen Spielerei herabwerten kann, und daß das auch nicht ein Motiv für Tapetenmuster ist.

Stampfen Sie alles ein, was Sie hier bedruckt haben, lassen Sie das Papier jedem anderen, auch dem einfachsten Zweck, dienen, nur — bringen Sie keine Hitler-Jugend auf Tapeten!

UNSERE BÜCHER

Das unbekannte Heer.
Von Marie Elisabeth Lüders. Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin. 236 Seiten; geb. 5.50 RM.

Eine umfassende Darstellung von Einsatz, Leistung und Aufopferung der deutschen Frau im Kriege, die Dr. Marie Elisabeth Lüders — während des Krieges Referentin im Kriegsministerium — hier an Hand von Statistiken, Zahlen, Arbeitsplänen, kurz, an Tatsachen jener Zeit verdeutlicht. So gibt das Buch eindeutig wieder, was Reichskriegsminister von Blomberg ihm als Vorwort voransetzte: „In Deutschlands schwerster Zeit, in den Kriegs- und Notjahren 1914—18, hat auch die deutsche Frau Opferbereitschaft und Pflichterfüllung bewiesen. Das heroische unermüdliche Wirken der deutschen Frau im Weltkriege, in der Heimat wie im Felde, hat mit dazu beigetragen, daß unser Volk mehr als vier Jahre einer Welt von Feinden standhalten konnte."

Als die Männer im Graben lagen.
Von Käte Kestien. Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 270 Seiten; kart. 3.80, in Ganzleinen 4.80 RM.

Eine Frau, die während des Krieges in der Munitionsfabrik arbeitete, schrieb auf, was sie an der anderen Front, an der Front der in der Heimat Gebliebenen, erlebt hat. Sie hat das niedergeschrieben, was Millionen mit ihr in stillem Heldentum durchhielten: Frauen und Kinder und alternde Männer. So ist das Buch ein Dokument des großen Krieges. Kein Raum für Sentimentalität, aber erst recht keiner für Phrasen eines falschen Heldentums ist in dieser einfachen, aber erschütternden Darstellung. Schlicht und hart, wie der Werktag der deutschen Frau im Kriege war, ist dieses Buch.

Deutsche Kraft in Fesseln.
Von Schwester Anne-Marie Wenzel. Ernte-Verlag, Potsdam. 140 Seiten; 3.— RM.

Wir bringen in diesem Heft einen Auszug aus dem Buch und gleichzeitig einen Bericht über Leben und Arbeit der Verfasserin. Schlicht und sachlich ist diese Zusammenfassung über den deutschen Schwesterndienst in Sibirien, der in der Zeit von 1916—21 unablässig und selbstlos gearbeitet und sich aufgeopfert hat für die Kriegsgefangenen. So wünschen wir dem Buche weiteste Verbreitung, damit neben Elsa Brandström, der großen Schwedin, auch die Taten deutscher Frauen im Weltkriege uns Mädeln zu einem Begriff und zu einer Ausrichtung werden.

Der deutsche Aufbruch, 1918—1935.
Von Walther Gehl. Verlag Ferdinand Hirth, Breslau. 158 Seiten; in Leinen 1.60 RM.

Walther Gehl stellt in seinem neuen Band in überaus eindringlicher Weise Werden und Wesen der nationalsozialistischen Bewegung vom Kriegsende bis zur jüngsten Gegenwart dar. Die Stärke Gehls liegt in einer Beschränkung auf das Wesentlichste, die Ursache und Wirkung, äußere Tatsachen und treibende Kräfte klar erkennen läßt. Der Band, der durch zahlreiche Bilder und graphische Darstellungen veranschaulicht wird, ist für unsere politische Schulungsarbeit eine äußerst wertvolle Unterlage.

Mädelspiele.
3. Ergänzungsband zum Deutschen Spielhandbuch. Zusammengestellt von Erika Köhler, Voggenreiter-Verlag, Potsdam. 102 Seiten; kartoniert 1.90 RM.

In diesem Band ist eine Fülle alter und neuer Spiele zusammengetragen, deren Auswahl besonders auf die Mädelarbeit abgestimmt ist. Neben vielen Dingen, die uns aus unserer Arbeit längst geläufig sind, bringt uns dieser Band doch manche Anregung für unsere Heim- und Sportabende, sowie für die beginnende Fahrten- und Lagerzeit. Der erzieherische Wert der Spiele — Formung der Gemeinschaft, Schärfung der Sinne und Stählung des Mutes — geht aus der Zusammenstellung klar hervor.

Die Stunde diktiert.
Von Schwarz van Berk. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. 136 Seiten; geb. 2.60 RM.

Eine kurze Sprechstunde für Unpolitische nennt Schwarz van Berk, der bekannte Schriftleiter vom „Angriff", das Buch, das sich offen und freimütig mit Ereignissen und Maßnahmen im 2. Jahre der deutschen Revolution befaßt. Forderungen, die dem Gemeinschaftsleben dienen wollen, werden erhoben, notwendige Entscheidungen getroffen — und so weist dieses Buch hart und nüchtern Spießer und Mucker zurecht und gibt den richtigen Blick für alles Wahre und Echte unserer Zeit. Es ist ein Buch für alle, die Anteil haben wollen am Schicksal unserer Nation.

Die Frau im Journalismus.
Von Dr. Rudolf Dresler. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München. 135 Seiten; in Leinen 3.80 RM.

Der Dozent am Zeitungswissenschaftlichen Institut der Universität München gibt einen interessanten und umfassenden Ueberblick über die Tätigkeit der Frau im Journalismus. Die Gesamtentwicklung dieses Arbeitsgebietes, sowie die wesentlichsten Journalistinnen Deutschlands und der Welt sind in knapper, klarer Sprache gezeichnet worden. So ist das Buch ein nachdrücklicher Hinweis auf den großen Anteil, den die Frau in der Arbeit der Presse aufzuweisen hat.

Rufe in das Reich.
Ausgewählt von Herbert Böhme. Verlag Junge Generation, Berlin. 400 Seiten; in Leinen 4.80 RM.

Ein für Heimabend, für Lager und Festgestaltung unentbehrliches Buch! Aus mehr als 6000 Gedichten wurden die ausgewählt, in denen das Gemeinschaftsleben unserer Zeit, in denen die Schau der neuen Welt Ausdruck fand. So gibt das Buch nicht nur einen Gesamtüberblick über jene Dichtung der letzten zwanzig Jahre, die nicht dem Chaos, sondern dem Reich, der Nation dienen will und dient, sondern diese „Rufe in das Reich" werden für alle Zukunft Zeugnis ablegen vom Geist und vom Einsatz des neuen Deutschlands.

Volkslied, Tracht und Rasse.
Von Richard R. Wegner. Verlag Knorr & Hirth, München. 51 Seiten; in Leinen 8,50 RM.

Das Buch zeigt in klarer, leichtverständlicher Form die Beziehungen auf, die zwischen der Kultur eines Volkes, hier seinen Liedern und seiner Tracht, und seiner Rasse bestehen. Das Neue und wohl Einmalige an dem Buch ist, daß es nicht nur eine große Anzahl guter Trachtenbilder enthält, sondern eine Schallplatte mit charakteristischen Liedern der deutschen Rassen. Das Werk trägt viel dazu bei, alle Lebensäußerungen unseres Volkes als Einheit zu sehen, gebunden an die stärkste Kraft des Menschen, das Blut.

Das Foto auf Seite 16 stammt von Erich Retzlaff, Düsseldorf. Der Auszug „Ein Dorf erzählt" ist dem Buche „Zicke, zacke, Landjahr", Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, entnommen. Es ist zum Preise von 2.50 RM. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

„Das Deutsche Mädel" erscheint einmal monatlich. Bezugspreis 20 Pf. je Ausgabe. Herausgeber: Bund Deutscher Mädel in der HJ, Berlin; Hauptschriftleiterin: Hilde Munske, Berlin. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Karl-Heinz Möhle, Hannover. — Verlag und Druck: Niedersächsische Tageszeitung G m b H., Hannover M, Georgstraße 33, Fernruf 5 04 41. DA. IV. Vj. 1935 116 583; davon Obergau 7 (Nordsee) 6017, Obergau 8 (Niedersachsen) 5587, Obergau 13 (Hessen-Nassau) 8184, Obergau 14 (Kurhessen) 3480, Obergau 15 (Mittelland) 4161, Obergau 16 (Sachsen) 16 693, Obergau 18 (Franken) 2057, Obergau 23 (Mittelelbe) 3080, Obergau 24 (Mecklenburg) 5687, Obergau 3 (Berlin) 7500. — Pl. 4.

UNTERRICHT UND AUSBILDUNG

Haushaltungsschulen - Soziale Frauenberufe

Erziehung zur deutschen Hausfrau und Mutter

in den allbekannten Töchterheimen und Keimfrauenschulen der Mathilde-Zimmer-Stiftung. Lebensschulung und allgemeine Grundlage für die eigentlichen Frauenberufe. Vorkriegspreise. Frauenoberschule und Sonderkurse für Abiturientinnen. — Bisher über 12000 Schülerinnen. **Nähere Auskunft durch die Leitung: Berlin-Zehlendorf, Königstraße 19**

Privatkochschule und Haushaltungsschule mit Töchterheim, Naumburg (Saale). Agnes Möller, geb. Kautzleben, Bürgergartenstr. 8. — Fernspr. 3347.
a) **Kochschule:** Seit 28 J. bestehende Kurse in Kochen, Backen, Garnieren, Einmach., Serv., Glanzplätt., Säuglingspflege. Beginn der neuen Kurse April.
b) **Staatl. anerk. Haushaltungsschule** (Vollj.) m. Abschlußprüf. Beg. d. neuen Kurse April. Näh. Ausk. durch die Leiterin der Schule.

Darmstadt

Haushaltungsschule des Hessischen Diakonievereins,

1/2jähr. Kurse. Anfrag. an d. Oberin d. Hess. Diakonievereins, Darmstadt 54, Freiligrathstr. 8.

Ernestinenhof, Stettin. Alleestr. 8.
Evang. Mädchenbildungsanst. m. Wohnheim.
1. Haushaltungsschule, staatlich anerkannt.
2 Lehrg. (1J.) f. städt. Haushaltpflegerinnen

Kassel, Ev. Fröbelseminar
Sozialpädagog. Seminar
Hauswirtsch. Vorstufe 1 Jahr, für Abiturient. 1/2 Jahr. Kindergärtn.-Hortn.-Kursus 2 Jahre, für Absolventinnen der Frauenoberschulen Sonderlehrgang 1 Jahr u. 1/2 Jahr Praktik. Jugendleiterinnenkursus 1 Jahr. Internat.
Prosp. durch F. Dierks, Oberin

Maria Keller Schule
Thale / Harz

Frauenschule der NS-Volkswohlfahrt
Staatlich anerkannt.

Berufsausbildung
z. Fürsorgerin, Jugendleiterin, Kindergärtnerin und Hortnerin, Kinderpflege- und Haushaltgehilfin

Hausfrauenklasse
Halbjähriger hausw.
Lehrgang für Abiturientinnen

Die Schule ist Internat.

Staatlich anerkannte
Frauenschule f. Volkspflege und evang. Gemeindehilfe,
Darmstadt 54, Freiligrathstraße 8

Bad Homburg
am Kurpark

Haushaltungsschule — Hausfrauenklasse — Kinderpfl.-u. Haushaltsgeh.-Schule — Kleine Gruppen. — Sport — 5 und 10 Monate — Katholische Leitung — Prospekte

---

Ausbildungsstätten für das deutsche Mädchen
1. Haushaltungsschule, 1jähriger Lehrgang
2. „Schule für Kinderpflege und Haushaltgehilfinnen", 1 1/2jähriger Lehrgang
beide staatl. anerkannt, nächster Beginn Ostern 36. Merkblätter durch die Leitung Ev. Diakonissenhaus, Mark Teltow

---

Evang. Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar Osnabrück - Lutherhaus
Zweijähriger Lehrgang mit staatlicher Abschlußprüfung. Internat im Hause. Beginn Ostern. Näheres durch Prospekt.

Kranken- und Säuglingspflege

Evangelischer Diakonieverein

26 000 Schwestern, 270 Arbeitsfelder in ganz Deutschland. **Ausbildung** für evangelische junge Mädchen von 18—30 J. in **Krankenpflege, Säuglings- und Kleinkinderpflege,** Wirtschaft und Anstaltserziehung. Unentgeltliche Ausbildung. Keine Verpflichtung für die Zukunft. **Ausbildungsdauer:** Bei mittlerer Reife und gründl. hauswirtschaftl. **Kenntnissen** 2jährige Ausbildung im Diakonieseminar. Die hauswirtschaftl. Kenntnisse können auch in einer unserer Vorschulen (Berlin-Zehlendorf, Stettin oder Sahlenburg) angeeignet werden. Bei Volksschulabschluß: 1jährige schulwissenschaftl. u. hauswirtschaftl. Ausbildung und 2jährige Ausbildung im Diakonieseminar. Auskunft und ausführlicher **Prospekt: Ev. Diakonieverein, Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.**

Der Hessische Diakonieverein
nimmt evang. junge Mädchen mit höherer Schulbildung von 19 bis 30 Jahren zur unentgeltl. Ausbildung in seinen **staatl. anerk. Krankenpflegeschulen** auf. Gute **Altersversorgung.**
Meldungen mit Lebenslauf, Zeugnissen, Lichtbild, Rückporto an die Oberin,
Darmstadt 54, Freiligrathstraße 8

Deutsches Rotes Kreuz, Schwesternschaft Bethesda E. V., Landsberg (Warthe)
nimmt jederzeit gesunde jg. Mädchen mit guter Familienerziehung und guter Schulbildung als
Lernschwestern
für die Krankenpflege und für die Säuglingspflege auf. Staatliche Abschlußprüfungen und günstige Anstellungsbedingungen. Bewerbung m. Lebenslauf u. Bild sind zu richten an **Frau Oberin, Landsberg (Warthe),** Friedebergstraße 16 a

---

Deutsches Rotes Kreuz
Schwesternschaft Willehadhaus, Bremen, Osterstraße 1. Krankenpflegeschule im eigenen Krankenhaus, stellt evgl. **Lernschwestern** sowie **tüchtige ausgebildete Schwestern u. Säuglingsschwestern,** mit guter Schulbildung ein. Alter 20-30 Jahre Meldungen mit Lebenslauf, Bild und Rückporto an die Oberin.

Deutsches Rotes Kreuz Schwesternschaft Oranien
sucht gebildete **Lernschwestern** ab 20 Jahre. Lebenslauf und Porto an die Oberin.
Wiesbaden, Schöne Aussicht 41

● Mutterhaus ●
Deutsches Rotes Kreuz Bad Homburg v. d. H. nimmt junge Mädchen i. A. v. 19 bis 25 J. als Schülerinnen für d. Allgem. Krankenpfl. auf. Beding. d. d. Oberin.

Deutsches Rotes Kreuz, Schwesternschaft Saarbrücken
nimmt junge Mädchen im Alter von 20—30 Jahren mit guter Schulbildung, schwesterlicher Gesinnung als Schwesternschülerinnen auf. Meldungen mit Lebenslauf, Bild Zeugnissen und Rückporto an die Oberin.
Saarbrücken, Virchowstr. 7

Kinderheilanstalt Braunschweig,
staatl. anerk. Pflegeschule stellt **Schwesternschülerinnen** ein m. einjähr. Lehrgang als Säugl.-Pfleg., mit zweijähr. Lehrgang als Kinderschwester. Beding. durch Oberin.

Das **evgl. Mutterhaus zu Bochum-Langendreer** der Westf. Schwesternschaft vom Roten Kreuz nimmt **jg. Mädchen im Alter von 20—28 Jahren** auf, die Liebe zum
Krankenpflegeberuf
haben, (staatl. Examen nach dreijähriger Lehrzeit) gute Allgemeinbildung erforderlich. Bewerbungsschr. mit Lebenslauf an **Frau Oberin Bruhn.**

Landwirtschaft — Gartenbau

Gutssekretärin. Aelteste, beste, kurze Ausbildg. u. Hilfe zur Stellung. Dir. Küstner, **Leipzig IV, W. 33.**

Beziehe Dich bei Anfragen usw. auf Deine Zeitschrift!

Nördlingen / Bayern
Ev. Haushaltungsschule mit Internat
1. **Hausw. Fortbildungsschule,** 1—2 jährige Lehrgänge
2. **Dreiklassige Haustöchterschule.** Ziel: mittlere Reife
3. **Einjähr. hauswirtsch. Frauenschule,** auch Halbjahrkurse
4. **Einjähr. Haushaltpflegerinnenkurs** mit staatl. Prüfung
5. Haus- und landwirtschaftl. **Winterkurs** f. Landmädchen
6. **Hausgehilfinn.- u. Kinderpflegerinnenschule,** 1 1/2 Jahre
7. **Töchterheim** für Schül., die das Städt. Lyceum besuchen

Mäßige Preise. Leitung: Neuendettelsauer Diakonissen

Breslau-Bethanien
Ev. Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminar
April d. J. beginnt ein zweijähriger Lehrgang mit staatlicher Abschlußprüfung. Bedingung 16. Lebensjahr, mittlere Reife, hauswirtsch. Kenntnisse. Internat vorhanden. Schulgeld mon. 14 RM., Pension 55 RM. Bedingungen und Auskünfte durch die Leitung:
Breslau 1, Klosterstraße 112

Hauswirtschaftl. Frauenberufe

Lindau - Bodensee
Haus- u. landwirtschaftl. Lehranstalten
Maria - Marthastift
und Bäuerliche Frauenschule
Lehrgut Priel (staatlich anerkannt)
Ausbildung: Hausfrauenberuf, Haushaltpflegerin, städtisch u. ländlich. Garten- und Geflügelzuchtgehilfin, Unterklasse der bäuerlichen Frauenschule (Oberklasse in Vorbereitung). Abiturientinnen-Kurse. Mäßiger Pensionspreis. Prospekt Nr. 8 dch. d. Leitg.

Kassel - Wilhelmshöhe Wiederholdstraße 20
Staatl. anerk. hauswirtsch. Frauenschule des Evgl. Diakonievereins (Töchterheim am Brasselsberg) in schönster gesunder Lage, am Fuße des Habichtswaldes. Groß. Garten, Haus mit allen neuzeitl. Einrichtungen. Gründliche prakt. u. theoret. Ausbildung in Haushalt, Küche, Handarb., Weißnähen u. Gartenarbeit. Sittl. und geist. Fortbildung. Berufsberatung; a. W. Sprach-, Zeichen-, Musikunterricht. Für **Abiturientinnen Halbjahreskurse 650 M.,** gründliche Einführung i. alle Zweige d. Hauswirtschaft. **Semesterbeginn April u. Okt. Semesterpreis:** 720 M. Näheres durch die Leitung unter ob. Anschrift.

Blaue Arbeits-Anzüge
aus schwerem Fischgratköper, gar. farbecht u. kochfest Hose und Jacke Doppelnaht.
Größe 46-54
1 Anzug M **4.95**
Versand gegen Nachnahme.
Umtausch oder Geld zurück.
Illustrierte Wäschezeitung kostenlos.
Textil Wündisch Augsburg 297

Bäuerliche Frauenschulen Miesbach/Obb. Straß-Moos/Schw.
Staatlich anerkannte Ausbildung zur Hausfrau und den ländlich-hauswirtschaftlichen Berufen.
Geschäftsstelle: **München,** Prinz-Ludwig-Straße 1/IV, Zimmer 431

Webschulen

Gründliche handwerkl. Ausbildung
im Handweben und Sticken (Hoch- und Flachweben, Spinnen) Stickerei und Spitze. Werkstattarbeit, Entwurf, Fachtheorie Fachabteilung mit staatl. Abschlußprüfung
an der Städtischen Handwerkerschule Breslau I, Klosterstraße 19
Beginn des Sommersemesters 1. April 1936

Gymnastik — Turnen



Gymnastik Gerda Troost
Schule mit Ausbildung
Berlin-Charlottenbg., Leibnizstr. 20

Massage-Schulen

Aussichtsreicher Beruf!
Staatlich anerk. Massage-Schule (zusätzl. Bademeister-Ausbildg. mögl.) für Männer und Frauen üb. 20 J. Kursdauer 6 Mon. Beginn vierteljährlich.
Näh. Mass.-Schule d. Hydrotherap. Univers.-Anstalt **Berlin N 24, Ziegelstraße 27**

Musik

WÜRTT. HOCHSCHULE FÜR MUSIK / STUTTGART
Direktor: **Professor Carl Wendling**
Ausbildung in sämtlichen Fächern der Tonkunst. Musiklehrerseminar, Opernschule, Orchesterschule, Chorleiterkurs. Abteilung f. evangelische und katholische Kirchenmusik.
Aufnahme: Ende März.
Hochschul-Ordnung durch das Sekretariat.

Auch die Mutter liest „Das Deutsche Mädel"